Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 34 Marburg i. H., den 22. August 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens — Lutherworte — D. Wilhelm Walthers Kritik an D. Adolf Harnacks „Wesen des Christentums". Schluß — „Ueber wahre und falsche Polemik gegen Rom" — Selbstanzeigen: Theologie und Metaphysik (Wobbermin); Das Messiasgeheimnis in den Evangelien (Wrede); Antilegomena (Preuschen) — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

„Kämpfe den guten Kampf des Glaubens"

Glauben ist kein Ruhen, sondern ein Thun, kein Genießen, sondern ein Arbeiten, ja ein Kämpfen. Der Glaube ist kein stiller, behaglicher Besitz, sondern Etwas, um das es täglich von neuem zu streiten gilt. Niemand hat ihn ganz und in voller Kraft und in unerschütterlichem Besitz, und wer das meint, der hat ihn sicher am aller wenigsten und ist am meisten in der Gefahr, zu verlieren, was er davon hat.

Dieser Gedanke ist vielleicht befremdlich. Gewiß, in das Repertoir landläufiger Predigt- und Erbauungsgedanken ist er nicht eingereiht. Aber wahr bleibt er trotzdem. Wahr bleibt er auch, wenn wir ihn dem andren, sehr geläufigen, nicht weniger richtigen Gedanken gegenüberstellen, daß der Glaube uns zum Frieden bringe, daß der Glaube allem Hasten und Kämpfen und aller Unruhe in der Brust ein Ende mache. Das ist richtig; aber jenes auch. Wie verträgt sichs aber mit einander?

Ein Vergleich mag es sagen. Wer sich im Gebirge verirrt hat, läuft schließlich in Unruhe und Aufregung bald dahin, bald dorthin, und er zerreibt dabei wohl seine Kraft. Da trifft er endlich auf einen, der ihm Bescheid sagt: Dorthin mußt du gehen, um zum Ziele zu kommen. Nun setzt er von neuem seine Kraft ein, und es gilt, das Auge offen zu halten und den Fuß nicht rasten zu lassen. Aber wie ganz anders ists ihm jetzt ums Herz: die verzehrende Spannung ist gelöst, das Herz schlägt ruhig, der Sinn wird fröhlich. Er hat Ruhe, aber noch hat er kein Rasten; er hat das Ziel, und er hat es doch noch nicht. Wird er sich an den Weg setzen oder wird er gedankenlos darauf los wandern, so kommt er doch nicht dahin, wo er den Mantel abwerfen und den Wanderstab in die Ecke stellen kann. So der, dem im Glauben die Welt Gottes aufgegangen ist als Ziel seines Lebens und zugleich als der Weg dahin. Der hat zunächst Ruhe gefunden vom ziellosen Tasten und Suchen, das einem das Herz zersprengen kann. Aber er hat zugleich eine unerläßliche Aufgabe empfangen: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!" Nur wer sucht, der wird finden. Wer sein Christsein nicht wie ein Spiel oder wie einen Sport treibt, erfährt das an sich. Und es ist uns gut, wenn wir uns das auch zum klaren Bewußtsein bringen.

Warum ist das gut? Weil darin ein großer Trost liegt. Es wird doch oft so gepredigt, als müsse der rechte Christ ein sehr fertiger und in sich ganz sicher ruhender Mensch sein. Wie Mancher senkt darüber den Kopf und wird an sich selber irre. Er lasse sich nicht irre machen! Kämpfe nur weiter! Schäm' dich deiner Halbheit nicht. Es ist so das Gottgewollte, Gesunde, Normale, daß du um und für deinen Glauben immer wieder streitest, damit du ihn wie eine Beute rettest aus den Anfechtungen, die aus dem Lager des Wissens, die aus dem bunten Gewirr und den Rätseln des Lebens gegen dich anstürmen. Der Kampf ist gut, den du kämpfest, der beste, den ein Mensch kämpfen kann. Und wenn darüber dein Haupt im Tode sich neigte und du über das Suchen und Ringen und Kämpfen nicht hinauskämest, laß dichs nicht ängsten. Wir leben im Glauben, nicht im Schauen. „Der Christ ist immer im Werden, nie im Gewordensein," sagt Luther. Drews

Lutherworte

Der Seele soll und kann Niemand gebieten, er wisse denn ihr den Weg zu weisen gen Himmel. Das kann aber kein Mensch thun denn Gott allein . . . .

Darum, wo weltliche Gewalt sich vermisset, der Seele Gesetze zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführt und verderbet nur die Seele.

Der Seele Gedanken und Sinnen können Niemand denn Gott offenbar sein. Darum es umsonst und unmöglich ist, Jemand zu gebieten, oder zu zwingen, sonst oder so zu glauben. Es gehört ein andrer Griff dazu, die Gewalt thuts nicht . . .

Auch so liegt einem Jeglichen sein eigne Gefahr dran, wie er gläubt, und muß vor sich selbst sehen, daß er recht glaube. Denn so wenig ein Anderer für mich in die Hölle oder Himmel fahren kann, so wenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben . . . Es ist ein frei Werk um den Glauben . . .

Dazu sehen die blinden elenden Leut nicht, wie gar vergeblich und unmöglich Ding sie vornehmen. Denn wie hart sie gebieten und wie sehr sie toben, so könnten sie die Leut ja nicht weiter dringen, denn daß sie mit dem Mund und mit der Hand ihnen folgen; das Herz mögen [können] sie ja nicht zwingen, sollten sie sich zerreißen. Denn wahr ist das Sprichwort: „Gedanken sind zollfrei" . . . .

Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt wehren . . . . Gottes Wort soll hier streiten; wenns das nicht ausrichtet, so wirds wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Gewalt, ob sie gleich die Welt mit Blut füllet. Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken. Es ist aber allein das Gotteswort da, das thuts.

Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei. 1523

D. Wilh. Walthers Kritik an D. Adolf Harnacks „Wesen des Christentums“

3

Es giebt drittens Behauptungen bei Walther — und sie bilden die überwiegende Mehrzahl in seinem Buche — die eine wirkliche Differenz mit Harnack auch hinsichtlich solcher Erkenntnisse Harnacks offenbaren, hinsichtlich deren man heute kaum noch eine Differenz mit Harnack bei evangelischen Theologen für möglich halten möchte.

Wo soll ich hier anfangen, und wo soll ich aufhören? Ich muß mich auf eine Gruppe von Aussagen Walthers beschränken.*) Niemand wird sagen, daß wir uns bei Nebensächlichem aufhalten und an dem Hauptpunkte vorübergehen, wenn wir zum Gegenstand unsrer Auseinandersetzung wählen

die Differenz zwischen Harnack und Walther hinsichtlich des Osterglaubens.

Ganz besonders stark betont und empfindet Walther die Differenz mit Harnack hinsichtlich der beiderseitigen Stellung zur Auferstehung Jesu Christi. Da liegt für Walther ein besonders breiter und tiefer Graben zwischen ihm und Harnack. Auf Kleinigkeiten soll hier nicht näher eingegangen werden. So mag es ein Mißverständnis der Gedanken Harnacks sein, wenn Walther ihn etwas von oben herab zu korrigieren vermeint hinsichtlich der Behauptung Harnacks, die Emmaus-Jünger seien noch gar nicht im Besitze der Osterbotschaft gewesen. Walther hat nicht nötig, sofort Harnack Unwissenheit zuzutrauen, und anzunehmen, er habe die Geschichte bei Lukas nicht „übergelesen.“ Die Jünger haben freilich von den Frauen vernommen, daß diese „ein Gesicht der Engel gesehen hätten, welche sagen, er lebe.“ Aber unter der „Osterbotschaft“ verstehe ich die an den Empfänger der Botschaft direkt herantretende Botschaft, daß der Herr lebe und auferstanden sei, eine Botschaft, welche der letzte Bringer dieser Botschaft direkt als seine Ueberzeugung und Behauptung an den Empfänger bringt, aber nicht eine bloße Mitteilung, daß Andere (hier eine Engel-Erscheinung) ihnen nun erst gesagt hätten, der Herr lebe.

Auch allerlei „Tüfteleien“, die ich bei Walther finde (so z. B. S. 128 unten die Konstruktion des Unterschiedes zwischen „ich habe ihn geschaut“ und „er ist mir erschienen“, oder die Urgierung des Wortes „sehen“ S. 130 oben), übergehe ich hier.

Ferner sei die Frage gerne offen gelassen, ob die Formulierung des Unterschiedes, den Harnack machen will, gerade durch die beiden Ausdrücke „Osterbotschaft“ und „Osterglauben“ besonders gut gelungen sei, da ja jeder Glaubensinhalt auch in der Form einer Botschaft Anderen verkündet werden kann, während es sich hier um einen ganz verschiedenen Inhalt der Ueberzeugung in dem einen und in dem andern Falle handelt.

Endlich sei das Walther bereitwilligst zugestanden, daß man natürlich über den Grad der geschichtlichen Zuverlässigkeit dessen, was Harnack „Osterbotschaft“ nennt, auch unter urteilsfähigen Theologen streiten kann, und daß daher Walther sehr wohl die historische Ansicht vertreten mag, die „Osterbotschaft“ sei verhältnismäßig gut begründet.

Was aber Walter eigentlich nicht hätte leugnen sollen, das ist die verhältnismäßige Unwichtigkeit und Nebensächlichkeit der Frage nach dem, was Harnack die Osterbotschaft nennt, und daß auch bei Uneinigkeit über diese man doch in dem, was Harnack „Osterglauben“ nennt, also religiös, völlig einig sein kann.

*) Der Verfasser hat in seinem Manuskript vor der im Folgenden behandelten Gedankengruppe noch zwölf Behauptungen Walthers im Sinne seiner obigen These behandelt. So gern wir aber einer der Gegenschriften gegen Harnack Beispiels halber die Ehre anthun, ihren Einzelheiten nachzugehn, wird es uns schwer, mehr Raum, als hiermit geschehen, diesem Zwecke zu opfern! Auf Wunsch der Leser sollte es doch geschehen. Uebrigens wird eine kurze Charakteristik der übrigen einschlägigen Kontroverslitteratur demnächst folgen. D H

Dies aber ist es gerade, was Walther entschieden bestreitet. Er gesteht seinem Gegner Harnack gar nicht einmal den Besitz des Osterglaubens zu. Vier Gründe sind es besonders, die Walther bewegen, oder zu bewegen scheinen, seinem Gegner Harnack den Besitz des wirklichen Osterglaubens zu bestreiten.

1. Walther meint, von „Osterglauben“ dürfe man nicht reden, wenn der Sieg Christi über den Tod, an den Harnack glaube, und der Eingang des Herrn zum ewigen Leben eigentlich schon am Karfreitag stattgefunden hätte, so daß am Ostersonntage selbst eigentlich nichts Besonderes geschehen sei (S. 134). — Nun, dann darf Walther auch nicht vom „Weihnachtsglauben“ reden, sobald er weiß, daß wir den wirklichen Geburtstag Jesu Christi nicht kennen, und daß also demgemäß am 24. Dezember wohl nichts „Besonderes geschehen sei.“ Auch den Himmelsfahrtsglauben dürfte dann derjenige nicht bekennen, dem zwar die Erhöhung des Herrn zur Rechten Gottes gewiß ist, der aber vielleicht mit Paulus sie sofort eingetreten sein läßt, und nicht erst vierzig Tage nach Ostern! — Der betreffende Termin erhält doch erst von der entsprechenden Heilswahrheit seinen Namen, und nicht die Heilswahrheit ihren von einem vorher schon fest benannten Termin! Mein Ostertag ist zunächst der Tag, an dem Christus für mich auferstanden ist, und wäre es der Karfreitag selbst, sodann der Tag, an welchem ich einst auferstehen werde, und wäre es sofort der Tag meines Todes, und endlich drittens ist mein Ostertag der Tag, an welchem ich mit meinen Mitchristen die Auferstehung Jesu feiere!

2. Walther wendet sich sehr entschieden gegen die Art, wie Harnack die „Osterbotschaft“ und den „Osterglauben“ unterscheidet. Bekanntlich versteht Harnack „unter der Osterbotschaft die Kunde davon, daß das Grab leer gewesen sei, und daß Jesus sich seinen Jüngern lebendig erzeigt habe“ (Walther, S. 126). — Walther erwähnt es tadelnd, daß Harnack Beides „aus dem Wege zu räumen suche,“ daß er „das leere Grab zu verdächtigen“ und „das Gewicht der Erscheinungen abzuschwächen“ suche (Walther, S. 127 und 128). — Dem gegenüber sucht nun Walther sowohl die Thatsächlichkeit des leeren Grabes zu begründen (S. 127), teilweise allerdings unter Verwertung des bekanntlich unechten heutigen Schlusses des Markus-Evangeliums, als auch die äußere Objektivität der Erscheinungen zu erhärten (Walther S. 128). So behauptet Walther (S. 132 oben), „daß Jesus auferstanden sei, das sei eine so ausgezeichnet bezeugte Thatsache, daß sie nichts weniger als etwas Schwankendes“ sei.

Nach diesen Worten Walthers könnte es so scheinen, ja muß es eigentlich so scheinen, als ob Walther die Gewißheit der Auferstehung Jesu — denn das heißt doch, daß sie „eine ausgezeichnet bezeugte Thatsache“ und „nichts weniger, als etwas Schwankendes“ sei — auf die Thatsächlichkeit des leeren Grabes und auf die für objektiv erweisbar gehaltenen Erscheinungen des Auferstandenen gründen und stützen wollte, und als fiele daher seiner Meinung nach, wenn diese sicheren Stützen der Auferstehung Jesu durch Harnack „aus dem Wege geräumt,“ „verdächtigt,“ als etwas „Schwankendes“ hingestellt würden, damit für diesen der Osterglaube selbst in seiner Grundlage hin. Dann wäre es von solcher Anschauung Walthers aus ja allerdings durchaus erklärlich und folgerichtig, wenn Walther von einem Osterglauben Harnacks Nichts wissen will, von einer „Leugnung des Auferstehungsglaubens“ bei Harnack redet (Walther S. 132 unten) und behauptet, solche Leser, welche Harnack die Ueberzeugung zutrauten, „daß der Herr wahrhaftig auferstanden sei“, die seien „völlig irre geführt“ (S. 133 unten), denn Harnack „kenne den wirklichen Osterglauben nicht“ (S. 136, oben).

Nun aber beraubt sich Walther selbst wieder dieses zweiten Rechtfertigungsgrundes, durch den er sonst seine Anklage gegen Harnack, er besitze keinen Osterglauben, erhärten könnte. Denn Walther bekennt sich in diesem selbigen elften Kapitel seines Buches zu unserer großen Freude, allerdings in nicht völligem Einklang mit seinen anderen von uns mitgeteilten Aeußerungen, zu der Ueberzeugung, daß mit Recht „Niemand

verlange, daß man seinen Glauben auf diese Auferstehungsberichte stelle." Nur der „Unglaube" soll vorerst nach Walther durch das leere Grab und die Erscheinungen ins Wanken gebracht, der Glaube aber kann durch sie nach Walther nicht hervorgerufen und begründet werden (S. 132)! Für den „wirklichen Glauben sind das leere Grab und die Erscheinungen" auch nach Walther „nicht mehr Grundlagen". Unter dem wirklichen Osterglauben versteht Walther „die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Auferstehung" Christi. Ausdrücklich betont Walther zu unserer größten Genugthuung:

Nur muß festgehalten werden, daß der vollkommene Osterglaube, den Jesus erzielen will, wohl durch jene Berichte erleichtert oder angeregt werden kann, aber nur durch die Erkenntnis, daß der Herr nicht im Grabe bleiben konnte, dauernd fundamentiert wird. (Walther S. 132)

Was sagen zu diesem Bekenntnis Walthers seine theologischen Gesinnungsgenossen? Was sagt besonders dazu die „Laienorthodoxie"? — Nun, wenn Walther dieser Letzteren zu einer mehr evangelischen Erkenntnis der Grundlagen ihrer Glaubensgewißheit verhelfen könnte, so würde er sich ein großes Verdienst erwerben. Aber nach jenem erfreulichen Bekenntnis Walthers fällt nun auch in Bezug auf die Begründung des Osterglaubens jede prinzipielle Differenz mit Harnack fort, und so kann Walther ein Recht, Harnack den wirklichen Auferstehungs- oder Osterglauben abzusprechen, jedenfalls nicht von der Antwort herleiten, welche Harnack auf die Frage giebt, was denn Grundlage unseres Osterglaubens sein könne, und was nicht. Denn hier steht Walther im Grunde auf ganz demselben Standpunkte, wie Harnack. Harnack sagt: „man muß diese Grundlage aufgeben" (S. 102). Und ganz dasselbe sagt Walther, wie die von Walther bereits mitgeteilten Sätze beweisen. Noch einen Satz Walthers füge ich hier hinzu. Walther sagt sehr treffend (S. 131):

Wer also zu dem vollen und wahren Glauben an Jesum Christum hindurchgedrungen ist, braucht sich nicht mehr auf das leere Grab und auf die Erscheinungen des Auferstandenen zu stützen. Vielmehr würde er auch dann des Herrn Auferstehung glauben, wenn von Beidem ihm Nichts berichtet wäre. Er würde mit dem Petrus nach Pfingsten sagen: es war unmöglich, daß Jesus sollte vom Tode gehalten werden.

Hier frage ich, welche prinzipielle Differenz besteht denn hinsichtlich der Begründung der Ostergewißheit zwischen diesem Satze Walthers und dem Satze Harnacks (Harnack S. 102):

Und wie kann man es sich anders vorstellen, als daß auch für die ersten Jünger der letzte Grund ihres Glaubens an den lebendigen Herrn die Kraft gewesen ist, die von ihm ausgegangen war? Unzerstörbares*) Leben hatten sie als von ihm ausgehend empfunden; nur eine kurze Spanne hindurch konnte sie sein Tod erschüttern; die Kraft des Herrn siegte über Alles; Gott hat ihn nicht im Tode zertreten; er lebt als der Erstling der Entschlafenen. Nicht durch philosophische Spekulationen, sondern durch die Anschauung des Lebens und Sterbens Jesu und durch die Empfindung seiner unvergänglichen Einheit mit Gott hat die Menschheit, soweit sie überhaupt daran glaubt, die Gewißheit eines ewigen Lebens, auf das sie angelegt ist, und das sie ahnt, gewonnen .... Damit ist erst der Glaube an den Wert persönlichen Lebens sicher gestellt: von allen Versuchen aber, die Gewißheit der „Unsterblichkeit" durch Beweise zu begründen, gilt der Satz des Dichters: „du mußt glauben, du mußt wagen, denn die Götter leihn kein Pfand." An den lebendigen Herrn und an ein ewiges Leben zu glauben ist die That der aus Gott geborenen Freiheit.

Walther selbst umschreibt diese Worte Harnacks zutreffend so:

Jesu Leben und Sterben zeigte, daß er in unvergänglicher Einheit mit Gott stand; dann aber konnte er nicht von Gott im „Tode zertreten werden," sondern muß bei Gott ewig leben. (Walther S. 136)

Wenn nun Walther zu diesen Worten Harnacks einmal ausdrücklich erklärt: soweit könne er Harnack verstehen, und wenn Walthers eigene Ausführungen, daß der Glaube an Christi Auferstehung erst dauernd begründet sei durch die Erkenntnis von der Notwendigkeit seiner Auferstehung (daß es unmöglich war, daß Jesus sollte vom Tode gehalten werden), ganz wesentlich mit Harnack übereinstimmen, so ist uns ganz unbegreiflich, wie Walther an einer anderen Stelle seiner Schrift diese Begründung des Auferstehungsglaubens der Jünger durch Harnack so karikieren kann, als hätten danach „die Jünger sich selbst ihren Osterglauben gezimmert"! (S. 133.) Diese Deutung Walthers kann ich psychologisch nur erklären durch den Wunsch Walthers, eine Differenz mit Harnack zu suchen und zu finden, auch, wo sie nicht vorliegt.

Im Grunde gesteht ja Walther selbst hier zu, wenn gleich etwas verschämt und zaghaft, daß er Nichts dagegen einzuwenden hat, wie Harnack auf die in Jesu Leben und Sterben hervorgetretene unvergängliche Einheit Jesu mit Gott die Gewißheit, daß Jesus nicht im Tode zertreten sei, gründet. Nur dagegen erhebt Walther einen Einwand, daß auf diese Einheit Jesu mit Gott dann auch weiter der Glaube und die Hoffnung auf unsere Auferstehung, auf unser ewiges Leben, bei Harnack gegründet werden solle. Walther sagt S. 136:

Wo aber ist die Brücke von diesem Gedanken, daß Christus ewig leben muß, zu der Gewißheit, daß auch ich ewig leben werde? Wenn ich seine unvergängliche Einheit mit Gott anschaue, dann fühle ich nur den ungeheueren Abstand zwischen ihm und mir, und komme nur zu dem furchtbaren Schlusse: Mußte er infolge seiner Einheit mit Gott ewig leben, dann kann ich in Folge meiner Verschiedenheit von ihm eben nicht ewig leben.

Nun, diesen Einwand hätte Walther bei einigem guten Willen schon selbst im Sinne Harnacks als nichtig erkennen können! Gewiß kommt bei der Anschauung der vollkommenen Einheit, in welcher Jesus mit seinem Vater lebt, zunächst der ungeheuere Abstand zwischen ihm und mir zum Bewußtsein. Als ob Harnack das leugnete! Daß aber trotz der traurigen Erfahrung dieses ungeheuren Abstandes zwischen Jesus und mir ich doch nicht endgiltig „den furchtbaren Schluß" zu ziehen brauche, den Walter nennt, dafür sorgt doch wohl auch auf Harnacks Standpunkt die geschichtliche Thatsache, daß zu dieser Einheit Jesu mit Gott auch gerade seine Einheit mit dem Vater in der erbarmenden Gnade den Sündern gegenüber gehört. Jesus giebt mir, gerade vermöge seiner Einheit mit Gott, die Zuversicht, daß Gott Sünder nicht verstößt, daß Gott mich daher durch Jesus zu derselben Einheit mit sich führen will, die ich in Jesu Christo sehe; daß Christus gerade im Namen Gottes gekommen ist, um diesen Abstand zwischen Gott und mir zu beseitigen, um mich aller der Güter aus Gnaden teilhaftig zu machen, die Jesus Christus hat, also sowohl der Einheit mit Gott als auch des darin gegebenen ewigen Lebens.

Also auch dieser Einwand Walthers gegen Harnack erweist sich als hinfällig.

Gewiß bleibt die, ich möchte sagen, methodologisch-pädagogische Differenz zwischen Walther und Harnack, daß Walther das „leere Grab" und die „Erscheinungen" Jesu immerhin noch als negative Wegbereiter für den Auferstehungsglauben gelten läßt, die, wenn auch nicht den wirklichen Osterglauben begründen und wecken, so doch für diesen Raum schaffen und sein Hindernis, den Unglauben, erschüttern und beseitigen könnten, während Harnack diesen Dienst in unserer Zeit nicht mehr von dem leeren Grab und von den Erscheinungen erwartet. Auf Grund dieser Differenz mit Harnack, welche hinsichtlich der Begründung des Osterglaubens die einzige ist, die noch übrig bleibt, durfte Walther also von seinem Standpunkte aus, wenn er konsequent bleiben wollte, Harnack wohl einen pädagogisch-seelsorgerlichen Mangel vorwerfen, nämlich die Unfähigkeit, bei Anderen, nämlich bei gänzlich Ungläubigen, das Eis ihres Unglaubens zu brechen. Harnack selbst aber und seinen Anhängern durfte Walther, von seinem Standpunkte aus, hinsichtlich der Begründung des Osterglaubens, nicht die Möglichkeit bestreiten, den vollen Osterglauben zu besitzen!

3. Wenn Walther also Harnack den Besitz des Oster- und Auferstehungsglaubens bestreitet, und das Recht hierzu nicht aus der Art herleiten kann, wie Harnack den Osterglauben begründet, so bleibt ihm immer noch die Möglichkeit, gegen Harnack den Vorwurf zu erheben, daß der Inhalt seines Osterglaubens nicht echt, weil an Gehalt nicht genügend sei.

Auch diesen Vorwurf erhebt Walther gegen Harnack. Zwei Wege sind es, welche Walther einschlägt, um diesen Vor-

*) D. h. das nicht zerstört werden konnte! D V

wurf zu begründen. Einmal vergleicht er den positiven Inhalt dessen, was Harnack von Jesus Christus aussagt, wenn er ihn als *lebendigen* verkündet, mit den Dingen, die nach Walther auch von uns allen schon ohne Weiteres ausgesagt werden können, und findet, daß bei Harnack der Inhalt des Glaubens an Jesu Auferstehung für Jesus nichts Eigentümliches und Besonderes mehr übrig lasse, das nicht jeder Mensch schon von Natur erwarten könne. Sodann aber sucht Walther geradezu den *Mehrgehalt* zu nennen, der seiner Ueberzeugung nach den Inhalt seines eigenen Osterglaubens vor dem von ihm unter diesem Namen nicht anerkannten „Osterglauben“ Harnacks auszeichnet. Gehen wir beiden Wegen Walthers prüfend nach!

a. Walther sucht zu zeigen, daß Alles, was Harnack, als Inhalt seines Osterglaubens, von Christus aussagt, genau auch auf *uns* zutreffe, So schreibt Walther (S. 134):

> Harnack meint doch noch etwas Wertvolles [„in der Osterthat“] festzuhalten. Denn er schreibt: „Gott hat Jesum nicht im Tode zertreten“; — aber das thut *natürlich* Gott auch nicht mit *uns*. „Jesus ist durch den Tod hindurchgedrungen“ sagt Harnack weiter. Fragen wir aber, *wohin* er denn gedrungen sei, so ist die Antwort: „Ins ewige Leben“. Nun, das wartet auch *unser*!*)

Daß dieses Alles auch auf uns zutrifft und auch unser einst wartet, leugnet Harnack gewiß nicht. Aber darum, weil es auch unser wartet, soll es bei Christus nicht volle und wirkliche Auferstehung, nicht volles und wirkliches ewiges Leben sein? Verknüpft nicht gerade auch der Apostel Paulus die Auferstehung Christi *ganz eng* mit unserer eigenen einstigen Auferstehung? Werden nicht gerade *wir* nach Paulus auferstehn, wie und weil Christus auferstanden ist, und ist nicht gerade Christus auferwecket, wie und damit auch wir einst auferstehen mögen?

Dieser ganze Vorwurf gegen Harnack hat also bei Walther nur dann einen Sinn, wenn damit ausgesprochen werden soll, das, was Harnack von Jesus als dem Lebensfürsten aussage, treffe auf uns nicht erst zu, sofern wir *Christen* seien, zu Jesus gehören und von ihm die Kräfte seiner Auferstehung, d. h. seiner Einheit mit Gott, empfangen, sondern es warte unser schon ganz abgesehen von unserer Zugehörigkeit zu Christus, einfach sofern wir natürliche Menschen seien. Nur so verstanden hätte dieser Vorwurf Walthers, falls er richtig wäre, einen Sinn. In der vorangehenden Auslegung wäre er durchaus sinnlos, wie ich an Paulus gezeigt habe.

Nur so meint aber auch Walther jenen Vorwurf, wie schon das kleine Wörtlein „natürlich“ zeigt in dem Satze: „Aber das thut *natürlich* Gott auch mit uns.“ Dieser so von Walther gemeinte Vorwurf gegen Harnack hätte also seinen guten Sinn und sein gutes Recht, sobald er Etwas behauptete, was wirklich auch *Harnacks* Meinung wäre. Denn darum handelt es sich. Es fragt sich ja nicht, ob es *Walthers* Meinung ist, daß Gott alle diese Gaben auch ohne Christus uns Menschen von *Natur* geben wird. Walther mag ja immerhin den Satz in Luthers Erklärung des dritten Artikels für richtig halten, daß nicht nur „alle Gläubigen“, sondern daß überhaupt „alle Toten“ auferweckt werden. Walther mag den Widerspruch bestreiten, der in dem Gedanken liegt, daß auch solche, in denen der *heilige Geist nicht* Wohnung gemacht hat, gerade von *ihm* (*nicht* von Gott, als *Schöpfer*) einst auferweckt werden. In der Bibel aber finden sich, neben andersartigen, gerade wesentlich auch solche Aussagen, welche die Auferstehung nur aus der offenbarungsmäßigen alttestamentlichen oder neutestamentlichen *Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott* ableiten. So lehrt der synoptische Christus, daß die Patriarchen auferstehen, *weil* Gott *ihr* Gott war; so lehrt Paulus, daß, *so* der Geist dessen, der Jesum auferweckt habe, *in uns* wohne, derselbige auch unsere sterblichen Leiber lebendig machen werde *um des willen*, daß *sein Geist in uns wohne*; so lehrt gerade das von Walther besonders betonte vierte Evangelium, daß, wer *an Christum glaube*, schon hier das ewige Leben habe, und daß nur *ihn* Christus auferwecken werde am jüngsten Tage; daß, wer ihn esse, *durch ihn* leben werde; so lehrt das erste Buch Mose, daß die ersten Menschen im Paradiese nicht *von Natur* die Unsterblichkeit *in sich selbst* tragen — „Gott allein *hat* Unsterblichkeit“ —, sondern daß sie die Unsterblichkeit im Paradiese immer wieder empfingen durch das Essen vom Baum des Lebens.

Also kein natürliches, angeborenes ewiges Leben *aller* Menschen! Das ewige Leben und die Auferstehung erlangen wir nur durch persönliche Verbindung mit dem lebendigen Gott, d. h. für *uns* in der neutestamentlichen Zeit: durch den Mittler dieses neuen Bundes, der selbst in seiner Einheit mit Gott die Auferstehung und das Leben ist.

Ist dies nicht auch Harnacks Ueberzeugung? Walther meint zwar (in seinem ganzen Kapitel VI) einen Unterschied, ja einen Gegensatz feststellen zu sollen zwischen seiner Auffassung von dem Wege zur Verbindung mit Gott oder zur Gotteskindschaft, und der Harnacks. Und es wird hier auch wohl ein tiefgreifender Unterschied vorhanden sein; nur ist er von Walther durchaus nicht richtig formuliert. Walther meint als Harnacks Ansicht den Satz hinstellen zu können: Alle, die Menschenantlitz tragen, seien, auch ohne Jesus Christus und ohne Glauben, von Geburt an und „von Natur“ Gottes Kinder. Was sagt aber Harnack? „*Jesus Christus* ruft jeder armen Seele, er ruft Allen, die Menschenantlitz tragen, zu: Ihr seid Kinder des lebendigen Gottes, und nicht nur besser, als viele Sperlinge, sondern wertvoller als die ganze Welt.“ Wer empfängt nun und hat dann in persönlichem Bewußtsein diese Kindschaft des lebendigen Gottes und diesen die ganze Welt überragenden Wert? Doch nur diejenigen, welche diesen *Ruf Jesu Christi hören*, und *auf ihn hören*, d. h. ihn sich aneignen in Glauben und Buße, d. h. im Vertrauen auf solche Verheißung, und darin, daß sie solchem Rufe ernste Folge in ihrem Leben geben. Ist das nicht „an Christum glauben“ im reformatorischen Sinne? — Glauben heißt: ‚velle et accipere hoc, quod in promissione offertur, videlicet reconciliationem et remissionem peccatorum.‘**) Der Ruf Jesu Christi: Ihr seid Kinder des lebendigen Gottes ꝛc. ist seine *Verheißung* des höchsten Gutes, der Gotteskindschaft, an Alles, was Menschenantlitz trägt. Und wer nun diese Verheißung mit dem darin dargebotenen Gut sich *gern* aneignet und *gern annimmt* und es für sich selbst bejaht: „der hat, was sie sagt, und wie sie lautet“, nämlich die Kindschaft bei Gott.

Ist das eine Gotteskindschaft, ist das ein gnädiger Gott *ohne* Jesus Christus, oder nicht vielmehr *durch* Christus und *durch* den Glauben an ihn und an seine Verheißung? — Walther meint, Harnack mit den beiden Liedern Paul Gerhardts regalieren zu sollen, welche die Gotteskindschaft engstens auf Christus und den Glauben an ihn gründen, nämlich mit dem Liederverse „Ich weiß und glaub es feste und rühms auch ohne Scheu“, dem aber der Vers folge „Der Grund, da ich mich gründe“ ꝛc., und mit dem andern Verse „Warum sollt ich mich denn grämen, hab ich doch *Christum* noch, wer will mir den nehmen! Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt *im Glauben*“! (Walther S. 80.) Nun, auf ganz die gleichen beiden Verse „Nun weiß und glaub ich feste“ und „Der Grund, da ich mich gründe“ habe ich mir schon in voriger Nummer erlaubt Walther hinzuweisen bei Besprechung der Frage, inwiefern Christus in das Evangelium hineingehört, so wie Jesus selbst es verkündet hat. Als ich jenen Hinweis niederschrieb, hatte ich Walthers Hinweis auf die gleichen Liederverse (S. 80) noch *nicht* gelesen. Es ergiebt sich also,

---

*) Was Walther hier dann weiter sagt, daß nach Harnack „der *Gekreuzigte, nicht* der Auferstandene den Tod besiegt habe,“ ist ein Vorwurf, zu dem Walther nicht mehr berechtigt ist, seitdem auch er als eigentliche Grundlage des Osterglaubens die Erkenntnis von der *Notwendigkeit* der Auferstehung des Herrn anerkennt. Denn diese *Notwendigkeit* der Auferstehung muß doch in Etwas liegen, was der Auferstehung vorangeht. Sie liegt nach der Bibel und nach Harnack darin, daß Jesus „der Heilige Gottes ist“, „in vollkommener Einheit mit Gott“ gestanden hat und diese seine *Zugehörigkeit* zu Gott gerade auch in seinem „Tode am Kreuz“ bewährt und behauptet hat. — Also durfte auch Walther nicht leugnen, daß schon im Kreuz des Herrn der Sieg über den Tod prinzipiell errungen sei, ein Gedanke den Sascha Schneider unübertrefflich darstellt!

**) Das wollen und annehmen, was in der Verheißung dargeboten wird, nämlich Versöhnung und Sündenvergebung.

daß Walther und ich uns ganz unabhängig von einander zusammengefunden haben in der Billigung der engen Verknüpfung, die in jenen Versen zwischen der Gotteskindschaft und Jesus Christus hervorgehoben wird. Wenn ich Walther nun aber noch darauf hinweise, daß gerade er sich hier in der Behandlung der beiden Lieder „Ist Gott für mich“ und „Warum sollt ich mich denn grämen“ durchaus mit Albrecht Ritschl berührt, daß gerade Ritschl speziell an diesen beiden Liedern Paul Gerhardts rühmend hervorhebt, daß darin „die Praxis des Glaubens, welcher sich auf die Rechtfertigung und Versöhnung durch Christus stützt, ihren klassischen Ausdruck finde“, und daß gerade Ritschl die Minderwertigkeit der Lieder Gellerts gegenüber denen von Paul Gerhardt darin findet, daß bei Gellert das Vertrauen auf Gott und die Gotteskindschaft nicht mehr immer direkt auf Christus und die Zugehörigkeit zu ihm gegründet werde (Rechtfertigung und Versöhnung, zweite Auflage, dritter Band, S. 173 ff.), so dürfte Walther doch in seinem Zutrauen, Harnack, den Anhänger und Freund Ritschls, hier richtig gedeutet zu haben, einigermaßen erschüttert werden.

Doch auch direkt aus Harnacks eigenen Worten läßt sich zeigen, daß es jedenfalls durchaus nicht in Harnacks Sinn oder aus Harnacks Meinung heraus gesagt ist, wenn es bei Walther heißt: „aber das — nämlich im Tode zertreten — thut natürlich Gott auch nicht mit uns.“ Die Gewißheit, daß Gott Jesum im Tode nicht zertreten hat, gründet sich nach Harnack für die Jünger Jesu auf die Empfindung der unvergänglichen Einheit Jesu mit Gott. Also für jeden Menschen, der diese Einheit mit Gott nicht hat, oder nicht durch Jesum zu empfangen begründete Zuversicht hat, giebt es nach Harnack keine gewisse Aussicht, im Tode nicht zertreten zu werden. Dies giebt Walther selbst in seiner Weise zu, wenn er den „furchtbaren Schluß“ zieht, daß, „wenn Jesus infolge seiner Einheit mit Gott ewig leben muß, daß ich dann infolge meiner Verschiedenheit von ihm“ — ich setze hinzu: solange die Ueberwindung dieser Verschiedenheit von ihm mir nicht durch Christus verheißen und verbürgt ist — „eben nicht ewig leben kann.“ Ganz unbegreiflich ist es mir, wie Walther, ungeachtet dieser seiner eigenen Worte, dann doch ganz im Gegensatz dazu die Ansicht — sei es als die eigene, sei es als die Harnacks — aussprechen kann, daß „Gott natürlich auch uns im Tode nicht zertrete“, und daß das ewige Leben „doch auch unser warte.“ Denn wie wir gezeigt haben, kann dies weder die wirkliche Ansicht Walthers (wegen S. 136) noch die Ansicht Harnacks sein. „Der unendliche Wert der Menschenseele“ steht und fällt nach Harnack mit der Kindschaft bei Gott, die wir nur im erneuernden Glauben an die Botschaft Jesu uns aneignen können. Dann fällt aber doch jeder Einwand gegen die Richtigkeit der Ueberzeugung Harnacks fort, daß er etwas sehr Wertvolles festhält in dem Glauben, „Gott habe Jesum nicht im Tode zertreten“, und „Jesus sei durch den Tod in das ewige Leben gedrungen“. Denn wenn es nun uns Christen zweifellos gewiß, und in diesem Sinne „natürlich“ ist, daß Gott auch uns „im Tode nicht zertritt“, und daß „auch unser das ewige Leben wartet“, so folgen diese Gaben für uns aus seinem Leben, so sind es Früchte seines Lebens, und so spricht er, wenn nicht in Worten, so doch jedenfalls in seiner ganzen Erscheinung und durch sein Leben und Sterben zu uns: Ich lebe, und ihr sollt auch leben (Joh. 14, 19).

Also ewiges Leben wartet unser nur auf Grund unserer wirklichen Kindesgemeinschaft mit Gott unserm Vater; und Kindesgemeinschaft mit Gott giebt es für uns nur auf Grund des lebendigen und heiligenden — und das heißt bußfertigen, d. h. den Sinn erneuernden — Glaubens an die Botschaft Jesu Christi, die erst aus Jesu Leben und Sterben ihre Kraft empfängt. Dann aber ist Harnacks Osterglaube, Jesus sei durch den Tod ins ewige Leben gedrungen, durchaus nicht eine Aussage über Jesus, die etwa auch auf jeden Menschen von Natur ohne weiteres zutrifft.

Damit ist der eine Weg, auf welchem Walther den Gehalt des Osterglaubens von Harnack der Minderwertigkeit überführen will, als ein Holzweg und Irrweg erwiesen.

b. Viel einfacher und direkter scheint der andere Weg Walthers, um Harnacks Auferstehungs- und Osterglauben als dieses Namens nicht würdig, als seinem Inhalte nach durchaus minderwertig zu erweisen, zum Ziele zu führen. Walther sucht schlicht und klar den Mehrgehalt anzugeben, den sein Osterglaube seiner Ueberzeugung nach vor dem unter diesem Namen von Walther gar nicht einmal anerkannten Osterglauben Harnacks voraus hat.

Walther weist darauf hin, Harnack verlange, wir sollten „das sinnliche Wunder aufgeben“, und erkläre: „mit der Ueberlieferung, daß ein erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden, sei er fertig.“ Walther fragt: „was bleibt dann noch von der Osterthat übrig?“ (Walther S. 134). Besonders gerade im Gedanken an diese Sätze bei Harnack redet Walther wohl von Harnacks „Leugnung der Auferstehung“ (S. 132). Ja, Walther stellt dem, was er allein „auferstehen“ nennt, das, was seiner Meinung nach Harnack von Christus glaubt, ganz klar formuliert gegenüber, indem er sagt: „Wie darf nun Harnack seine eigene Ueberzeugung, daß Christus nicht auferstanden ist, sondern nur geistig nach dem Tode fortexistiert, in die Worte des großen Apostels kleiden: Er lebt als der Erstling der Entschlafenen?“

Hier scheint mir nun endlich die wirkliche Differenz zwischen Walther und Harnack auf einen ganz präzisen Ausdruck gebracht zu sein. Hier scheiden sich die Wege, hier tritt Walthers Standpunkt Harnack gegenüber ganz greifbar zu Tage, hier platzen wirklich einmal die Geister auf einander, und mißverstehen sich nicht. Walther behauptet: „die Auferweckung Jesu besagt genau und in erster Linie jedenfalls, daß Jesu erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei.“ Das ist für Walther die Auferstehung Jesu Christi. Wer das leugnet, wer „damit fertig ist“, der leugnet nach Walther die Auferstehung Jesu Christi, für den ist nach Walther Jesus „nicht auferstanden“, auch wenn er noch so sehr „geistig fortlebt“, der hat nach Walthers Urteil nicht den christlichen Osterglauben, eben, weil er das „sinnliche Wunder“ aufgegeben hat. Unter das Gericht aller dieser Urteile Walthers fällt dann natürlich Harnack, der ja „das sinnliche Wunder aufgegeben hat“ (S. 102), der mit der „Ueberlieferung fertig ist, daß Jesu erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei“, und der diese Ueberlieferung auch gar nicht als den eigentlichen Inhalt des Glaubens an Jesu Auferweckung gelten läßt (S. 101).

Angesichts der auch von Harnack nicht bestrittenen Thatsache, daß der Osterglaube der ersten Christen jedenfalls auch das enthalten hat, womit Harnack fertig ist und was er als „das sinnliche Wunder“ bezeichnet, wenn dies auch vielleicht nicht der eigentliche Herzpunkt und Kerninhalt des Osterglaubens der ersten Christen gewesen ist (jedenfalls nicht der einzige Inhalt ihres Osterglaubens), sind sicher manche Leser der Schrift Walthers und auch dieser Zeilen sehr geneigt, sich zunächst und entschieden auf die Seite Walthers zu stellen. Dem gegenüber sei es mir gestattet, an Walther, und an Alle, die ihm hier zuzustimmen geneigt sind, die folgenden sechs Fragen-Gruppen zur gewissenhaften Beantwortung zu richten.

Erstens: Ist es nicht heute in der Theologie anerkannt, daß auch sonst die ersten Christen vielfach ihren Glauben in Vorstellungsformen besessen haben, die wir heute nicht mehr festhalten können, ohne daß wir darum den eigentlichen Glaubensinhalt der ersten Christen verloren hätten? Haben nicht die ersten Christen vielfach eine Auslegung des Alten Testamentes geübt (Hagar!), die wir als allegorisch und damit ungeschichtlich ablehnen? Und haben sie nicht auch das vollendete Reich Gottes in nächster zeitlicher Nähe als einen mit der baldigen Wiederkunft Christi auf dieser Erde eintretenden Zustand erwartet? Haben wir diese Formen ihres Glaubens aufgegeben, können wir dann nicht auch vielleicht manche Formen ihres Oster-

glaubens fahren lassen, ohne den Osterglauben selbst zu verlieren?

Zweitens: Ist es nicht Walthers, ja auch des Apostels Paulus Ueberzeugung, daß, obwohl der erstorbene Leib Jesu von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei, er doch, entweder gleichzeitig oder später, so verwandelt und verklärt worden sei, daß das Sterbliche, das Fleisch und das Blut, die Unsterblichkeit angezogen habe und vom Leben verschlungen wurde? Hört nicht nach der katholischen Verwandlungslehre beim Abendmahl Brot und Wein auf, als solches zu existieren — wenn dies hier auch den äußeren Schein der Existenz behält —, und verschwindet nicht Brot und Wein so, daß dann Leib und Blut Christi an deren Stelle tritt? Müssen wir nun nicht des Apostels Paulus ähnliche Lehre von der Auferstehung Christi und der Seinen, wonach „Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können“ und das „Sterbliche vom Leben verschlungen wird“ und ein andersartiger geistlicher Leib aufersteht, uns auch so verdeutlichen, als ob nach des Paulus Vorstellung das irdische Fleisch und Blut verschwunden sei und an dessen Stelle ein der himmlischen, ewigen, jenseitigen Welt entsprechender Leib, das heißt ein solches Organ zum Wirken, der Seele Jesu Christi zu Teil geworden sei? Ja, liegt nicht bei dem Apostel Paulus wenigstens die Wahrscheinlichkeit vor, daß er in Bezug auf die erwartete Auferstehung der Christen — wenn auch nicht in Bezug auf die geglaubte Auferstehung Jesu Christi — den Gedanken gehabt habe, die Bestandteile des erstorbenen Leibes von Fleisch und Blut würden gar nicht wieder bei der Erschaffung des neuen himmlischen Herrlichkeitsleibes verwertet, sondern das Zelthaus dieser irdischen Leibeshütte würde „zerbrochen“ und verfiele der irdischen Vergänglichkeit, während wir dann sofort einen neuen Bau, von Gott erbauet, einen neuen Herrlichkeitsleib vom Himmel her erhielten, womit unsere Seele dann überkleidet würde? (2. Kor. 5, 1.) Hat nicht Paulus, trotz dieser Vorstellung, doch das volle Recht, von der einstigen „Auferstehung“ zu reden, ohne sich der Falschmünzerei schuldig zu machen oder die Sprache zu mißbrauchen? Liegt nun von hier aus, auf Grund der von Paulus so stark betonten Zusammengehörigkeit und Gleichheit zwischen des Herrn und der Seinen „Auferstehung“, es so sehr fern, oder nicht vielmehr sehr nahe, nun noch einen Schritt über Pauli ausdrückliche Lehre hinauszugehen, und auch von Christus den Gedanken zu bilden, daß zwar das irdische Haus seiner Zelthütte zerbrochen worden sei, daß er aber sofort von Gott ein Haus für seine Seele erhalten habe, das ohne menschliche Vermittlung, direkt von Gott auferbauet sei, ein ewiges Haus vom Himmel her? Und wäre diese Vorstellung von der anderen, die Paulus in Bezug auf Christus wirklich gehabt hat, nach welcher die „irdische Zelthütte“ durch Gottes Macht plötzlich in das „neue Haus“ wunderbar verwandelt und als „Sterbliches vom Leben verschlungen“ ward, so prinzipiell verschieden, daß das Eine als Glaube, das Andere als Leugnung der Auferstehung Christi bezeichnet werden könnte? Lebt nicht nach beiden Vorstellungen Christus heute in einem geistlichen Herrlichkeitsleibe, mag nun sein irdisches Fleisch und Blut bei der Verwandlung in diesen Herlichkeitsleib plötzlich wunderbar verschlungen und verschwunden und vernichtet sein und aufgehört haben zu existieren, oder mag sein irdisches Fleisch und Blut nach der Ausrüstung seiner Seele mit diesem Herrlichkeitsleibe langsam im Grabe oder sonstwie aufgelöst und zerfallen und in diesem Sinne „zerbrochen“ sein? Sind nicht beide Vorstellungen immerhin verschieden von dem Gedanken einer bloßen Seelen-Unsterblichkeit, weil hier der Gedanke der Ausrüstung zu kraftvoll aktivem Leben, bei der Seelen-Unsterblichkeit aber der Gedanke an nur traumähnliches kontemplatives Dasein zu Grunde liegt? Wie kann also ein für den Trost und die Kraft unseres Glaubens und Hoffens so entscheidender Wert auf den Gedanken an die Wiederbelebung des verstorbenen Leibes von Fleisch und Blut — sei es bei unserm Herrn, sei es bei uns selbst — gelegt werden? Wird nicht in beiden Fällen heute und in Ewigkeit von Jesus Christus ein leibliches Dasein und Leben und Wirken ganz gleicherweise bekannt, wenn auch freilich in „geistlicher“, „verklärter“ Leiblichkeit? Und giebt dieser Gedanke nicht das Recht, von wirklichem Leben, von wirklicher Auferstehung und Auferweckung zu reden?

Drittens: Walther, als geborener Hamburger, hat ja sowohl den Zeitgenossen seines Vaters, den weiland Archidiakonus zu St. Petri in Hamburg, D. Johann John, als Anhänger der sogenannten „positiven“ Richtung gekannt, und ebenso seinen eigenen älteren Zeitgenossen, den weiland Hauptpastor zu St. Jakobi, D. Heinrich Röpe. Beiden wird Walther den Glauben überhaupt und auch besonders den Osterglauben nicht absprechen wollen. Beide genannten Theologen haben nun sehr übereinstimmend, nämlich Röpe in teilweise engem Anschluß an Ausdrücke Johns, hinsichtlich des Artikels von unserer einstigen „Auferstehung“ den Gedanken an ein Wiederzusammentreten des zerfallenen Erdenstaubes, aus dem unser Leib einst bestanden haben wird, entschieden und ausdrücklich abgelehnt. Röpe sagt (Konfirmationsstunden, Hamburg 1884, S. 346):

> Der Leib zerfällt nun freilich im Tode hoffnungslos, und Nichts kann ihn wiederbringen. Aber Nichts auch hindert unsern freudigen Glauben, daß unsers Heilandes schöpferisches Werde in einer verklärten Welt auch unserer Seele die Kraft verleihen wird, sich aus himmlischen Stoffen ein neues Werkzeug zu schaffen.

Ganz ähnlich drückt sich auch John aus (Sechs Fastenpredigten und vier Predigten von den letzten Dingen, Hamburg 1866. S. 107 — 110). — Auch der streng kirchliche Dogmatiker Frank sagt: „Undenkbar freilich wäre die Annahme einer stofflichen Identität des Auferstehungs-Leibes mit dem irdischen“; diese Identität existiere auch beim irdischen Leibe nicht, da das Material des Leibes in fortdauerndem Wechsel begriffen sei. „Das Wesen des Leibes ist seine Form.“ (System der christlichen Wahrheit, Zweite Hälfte, Erlangen 1880, S. 461.)

Hier richte ich nun die Frage an Walther und seine Gesinnungsgenossen, ob sie John, Röpe und Frank das Recht absprechen wollen, diese ihre Auffassung als Glauben an unsere einstige „Auferstehung“ zu bezeichnen, wie sie gethan haben? Werden hier John, Röpe und Frank des Sprach-Mißbrauches, und im Grunde der Täuschung durch die Sprache, der Falschmünzerei, geziehen, so kann auch Harnack sehr wohl in so christlich-gläubiger Gesellschaft diesen Vorwurf, der ihm jetzt von vielen Seiten gemacht wird, ertragen. Wird aber Männern wie John, Röpe und Frank das Recht zugestanden, diesen ihren Glauben als Glauben an die einstige „Auferstehung der Gerechten“ zu bezeichnen, dann wird der gleiche Vorgang, der in Bezug auf uns Christen den Namen „Auferstehung“ tragen darf, auch in Bezug auf Christus so bezeichnet werden dürfen. Wer also auch in Bezug auf Jesus Christus glaubt und lehrt, sein erstorbener Leib aus Fleisch und Blut sei zwar der Vergänglichkeit verfallen, aber Gottes schöpferische Allmacht habe ihm dann einen neuen verklärten „geistlichen“ Herrlichkeitsleib gegeben, in dem er ewig lebt und regiert, der darf dann sicher und getrost seinen Glauben an Jesu Christi Auferstehung freudig bekennen, und Niemand soll ihn deswegen tadeln. Was will Walther hierauf erwiedern?

Hat aber Harnack irgendwo erklärt, daß er auch mit diesem, von mir eben gekennzeichneten, Glauben an Jesu Auferstehung „fertig sei“? Stimmen nicht vielmehr gerade Harnacks Bekenntnisse zum Siege, zur unvergänglichen Kraft, zur Erhöhung Christi zur Herrlichkeit viel besser zu dieser Vorstellung, als zu der für solche Worte Harnacks viel zu mageren und armen Vorstellung von einer bloßen „Unsterblichkeit der Seele“, von einer nur „geistigen Fortexistenz“ Christi? Thut man dann nicht schweres Unrecht, von Harnack zu sagen, er glaube nicht an die Auferstehung, sondern leugne sie?

Viertens: Ist der Inhalt einer Auferstehungs-Vorstellung gänzlich unabhängig von der Art ihrer Begründung? Könnte nicht immerhin die Auferstehungs-Vorstellung Walthers von einer Wiederbelebung des erstorbenen Leibes Jesu dann noch verteidigt werden, wenn man als das Fundament solcher Vorstellung vorgebliche einzelne Ereignisse, wie das leere Grab oder die Erscheinungen, ansähe? Hat nicht im Gegensatze hierzu Walther ausdrücklich erklärt, „daß der vollkommene

Osterglaube . . . . nur durch die Erkenntnis, daß der Herr nicht im Grabe bleiben konnte, dauernd fundamentiert wird" (S. 132), durch die Erkenntnis „es war unmöglich, daß Jesus sollte vom Tode gehalten werden" (S. 131), „durch die Ueberzeugung von der Notwendigkeit seiner Auferstehung", im Unterschiede von nur etwa zufälliger Thatsächlichkeit (S. 132)? Kann aus der inneren Herrlichkeit des auf Erden wandelnden, des leidenden und sterbenden Herrn jemals mit Grund die Notwendigkeit des ewigen Bleibens und der Unverweslichkeit nur der, ich möchte auf Grund heutiger Naturwissenschaft sagen, letztjährigen Schicht des Erdenleibes Jesu Christi gefolgert werden, während doch die früheren und vorjährigen Bestandteile seines irdischen Leibes immer wieder der Vergänglichkeit verfallen waren, und während doch auch Teile seines Blutes, am Kreuze verblieben, vergangen und aufgelöst sein werden? Gilt hier nicht der Satz Franks, daß das Wesen des Leibes die Form sei, nicht der Stoff? Hat Harnack also nicht vollkommen Recht mit dem Satze, daß, wenn man seinen Glauben nicht auf die „schwankenden" Auferstehungsberichte*) „stellen will," was ja auch Walther ablehnt (S. 132), wenn man also — auch mit Walther — „diese Grundlagen aufgiebt," daß man dann konsequenterweise — gegen Walther — (zugleich) „mit ihr" (mit dieser Grundlage) „auch das sinnliche Wunder" aufgeben muß (Harnack S. 102)? — Kann, mit anderen Worten, der Inhalt des Auferstehungsglaubens Walthers noch durch die neue Art gehalten werden, in welcher Walther schon gelernt hat, den Auferstehungsglauben zu begründen? Oder muß nicht vielmehr durch die neue Art der Begründung bei Walther auch der Inhalt abgewandelt werden?

Fünftens: Ist die Behauptung Walthers, bei genauem Zusehen, nicht doch grundirrig, die Behauptung (S. 136), daß die von Harnack als Osterglaube gekennzeichnete „Gewißheit eines ewigen Lebens in der Zeit und über der Zeit" „ja auch Heiden, Juden und Mohammedaner haben können" und daß es „noch heute manche Juden giebt, welche das besitzen, was Harnack Osterglauben nennt, obwohl sie von Christo Nichts wissen wollen?" Ist bei solcher Behauptung Walthers nicht gänzlich außer Acht gelassen, daß nach Harnack die „Gewißheit eines ewigen Lebens über der Zeit" im Zusammenhang steht mit der „Gewißheit eines ewigen Lebens in der Zeit," und daß dieses ewige Leben „in der Zeit" durchaus eines ist mit der Kraft, die von Jesus ausgegangen war? Ist denn der eigentliche Inhalt des im Jenseits „über der Zeit" von uns Christen erhofften ewigen Lebens irgend etwas Anderes, als der Inhalt des persönlich-geschichtlichen Lebens Jesu Christi und seiner Einheit mit Gott? So viel reicher schon hier auf Erden der Lebensinhalt Jesu Christi ist als der Lebensinhalt aller anderen Religionsstifter, ist nicht genau um so viel reicher auch der Inhalt des von uns erhofften ewigen Lebens, im Vergleich zum Inhalte der sonstigen Jenseitshoffnungen?

Sechstens: Besteht nicht auch für Harnack der Osterglaube darin, daß der Tod Jesum nicht zu halten vermochte, und in Allem, was sich daraus ergiebt? Ergiebt sich nicht auch für uns daraus der Wert seines Todes, und „daß die an Ihn Glaubenden nicht mehr in ihren Sünden sind, und daß er erhöht ist zu einem Herrn und Könige?" Muß nicht die ganze Natur und Geschichte, mußte nicht der Untergang der Armada und die Winterkälte in Moskau seinem Heilandswerke und mit Gott geeinten Heilandswillen dienen, und ist nicht das letzte selige Ziel seines Heilandswillens, dem die ganze Welt durch Gottes Allmacht zur Erfüllung verhelfen muß, auch nach Harnack „unser Bürgerrecht in einer ewigen Stadt" (Harnack, S. 102)?

* * *

Je länger ich mich, gerade auf Grund der Gegenschrift von Walther, mit dem Buche Harnacks beschäftigt habe, um so mehr ist in mir die Ueberzeugung befestigt worden, welch einen unschätzbaren positiven Gewinn gerade in unserer Zeit gerade die „Kirche" als Gemeinde Jesu Christi, aber auch das geistliche Amt von diesem Buche haben könnten, wenn sie nur wollten, zur Befestigung und Erhaltung und Ausbreitung des alten und immer noch neuen Christenglaubens. Gerade einige „rechts stehende" Kollegen von mir in Hamburg sind begeisterte Anhänger der Schrift Harnacks und verbreiten sie nach Kräften in den Gemeindekreisen ihrer Bekanntschaft zur Befestigung des Glaubens! Diese Thatsache, die gewiß nicht allein steht, sollte doch den Gegnern zu denken geben!

Möge sie zugleich dem verehrten Berliner Theologen eine kleine Freude bereiten unter den mancherlei Verunglimpfungen, die er jetzt über sich ergehen lassen muß!

Arnold Köster

*) Auch von Savonarola und von Führern der Hugenotten berichten Zeitgenossen glaubwürdig, sie gemeinsam mehrmals nach ihrem Tode gesehen zu haben. Erst die erkannte Notwendigkeit der Auferstehung Jesu macht die Erscheinungen für uns zu Offenbarungen.

„Ueber wahre und falsche Polemik gegen Rom"

Unter dieser Aufschrift ist jüngst in der Christlichen Welt (Nr. 30) ein Aufsatz erschienen, dem sich in der folgenden Nummer (31) eine Besprechung des ersten Bandes meines Werkes Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit anschloß. Beide Aufsätze haben den gleichen Verfasser und beide stehen unter sich in innerem Zusammenhang. Der eine ist der Vorläufer des andern, die Theorie des einen soll im andern auf einen thatsächlichen Fall angewandt werden. So kann man wenigstens das gegenseitige Verhältnis der Aufsätze auffassen. Doch sei dem, wie ihm wolle. Beide Aufsätze behandeln den überaus wichtigen Gegenstand „von der wahren und falschen Polemik gegen Rom," und da ist es wohl nicht ganz unverständlich, wenn auch ich hierzu das Wort ergreife.

Die ablehnende Kritik meines Werkes in der Christlichen Welt, wenn sie sich nur im Rahmen des Thatsächlichen gehalten hätte, würde mich nicht zu einer Gegenäußerung bewogen haben. Aber Herr Köhler hat den Boden des Thatsächlichen verlassen; er hat nicht nur kritisiert, er hat auch allgemeine Grundsätze aufgestellt. Und da diese Grundsätze, meiner Ansicht nach, erz- und urfalsch sind, da ihre Befolgung die „Polemik gegen Rom" gründlich auf Abwege führen und hierdurch großen Schaden stiften würde, so halte ich es für meine Pflicht, so laut und eindringlich wie möglich meine Stimme dagegen zu erheben, im Bewußtsein, daß diese Stimme in weiten Kreisen gehört und beachtet wird.

Die allgemeine Anschauung des Herrn Köhler ist, daß man eigentlich überhaupt keine religiöse Polemik treiben solle. Diese Grundanschauung geht deutlich aus dem zweiten Abschnitt seines ersten Aufsatzes hervor, der mit der Frage beginnt: „Aber muß denn überhaupt so viel polemisiert werden?" und der ausklingt in ein Lob der Toleranz und in die Mahnung, man solle den Katholizismus seine historische und pädagogische Aufgabe neben dem Protestantismus erfüllen lassen.

Wenn ich solch allgemein gehaltene Warnungen vor religiöser Polemik lese, dann fallen mir die Worte ein: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich" und: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Mit diesen Aussprüchen hat Christus sich in energischer Weise auf den polemischen Standpunkt gestellt, und die Ultramontanen seiner Zeit, die in der Schablone verknöcherten herrschsüchtigen Pharisäer, haben die Schärfe und Schneide von Christi Polemik häufig genug am eigenen Leibe erfahren.

Doch Herr Köhler spricht nicht nur allgemein gehaltene falsche Warnungen aus, er stützt sie durch nicht minder falsche Beweise, die in greifbarer Deutlichkeit zeigen, wie groß in gewissen Kreisen durch lauter Friedensliebe die Begriffsverwirrung geworden ist. Bertha von Suttner auf religiös-konfessionellem Gebiet! Köhler stützt sich auf die Schrift eines gewissen Emil Felden und auf Rosegger. Nach Köhler besteht Feldens Schrift aus einer Zusammenstellung ultramontaner Uebergriffe, und Köhler stellt ihnen gegenüber die Frage: „Was wird denn mit der Publizierung dieser ultra-

montanen »Fälle« erreicht? Glaubt man die Ultramontanen damit einschüchtern zu können? Oder denkt man die staatliche Hilfe mobil zu machen? Oder sollen die protestantischen Gewissen gestärkt werden durch derartige Büchlein? Aber ist es nicht im Grunde eine eigentümliche Gewissensstärkung, zu stärken, indem man des Gegners Schlechtigkeit aufdeckt?" Ich kenne Feldens Schrift nicht. Aber seine „ultramontanen Fälle" sind entweder Vorkommnisse, die nur auf persönliche Verkehrtheit dieses oder jenes Ultramontanen schließen lassen, oder es sind Vorkommnisse, die im ultramontanen System als solchem ihre Quelle haben, sogenannte symptomatische Fälle. Sind es persönliche Fälle — und nach Köhlers Ausdrucksweise scheint dem so — so ist ihre polemische Verwertung, wie überhaupt jede persönliche Polemik, zu verwerfen. Aber was will dann Köhler mit ihnen beweisen gegen die Polemik im allgemeinen, um die es sich doch handelt? Wird nicht durch die Berufung auf sie für das Beweisthema Köhlers nur die Unklarheit seiner eigenen Grundanschauung über Polemik schlagend dargethan? Sind es aber symptomatische Fälle, dem Wesen des Ultramontanismus entspringend, so ist ihre Festnagelung jedesmal ein Verdienst; denn sie vermitteln den überall wichtigen Schluß von der Wirkung auf die Ursache, sie verbreiten Aufklärung über die Verderblichkeit des ultramontanen Systems. Wer die Beleuchtung solcher symptomatischer Fälle verwirft, zeigt, daß ihm der Sinn des bedeutungsvollen Wortes: „An den Früchten werdet ihr sie erkennen" nicht aufgegangen ist.

Und Rosegger!? Ich lese Roseggers Schriften sehr gerne, ich schätze sie, aber nur als dichterische Erzeugnisse. Wer in Roseggers Schriften religiöse, oder gar kirchenpolitische Waffen zu besitzen glaubt, in dessen Kopf sieht es in religiöser und kirchenpolitischer Hinsicht ebenso verworren aus, wie es in diesen Beziehungen in Roseggers Kopf aussieht. Bei der weiten Verbreitung, die Roseggers Schriften finden, kann nicht genug betont werden: sie haben nur dichterisch-ästhetischen Wert; die religiöse Erbauung, die vielfach aus ihnen hervorquillt, muß stets sehr sorgfältig durch den Verstand auf ihre Berechtigung nachgeprüft werden. Dem Dichter Rosegger ist phantasiereiches, unklares Träumen gestattet, aber einem Kirchenhistoriker??

Wenn Herr Köhler schreibt: „Es darf und soll nicht vergessen werden, daß auch die Katholiken Christen sind und gute Christen sein können, weil, wenn auch durch mancherlei Schutt und Geröll gehemmt und verstopft, dennoch der Quell des Evangeliums auch in ihrer Kirche fließt," so freut es mich, daß er sich zu einer Wahrheit bekennt, die ich fort und fort, mündlich und schriftlich zu verbreiten suche. Aber was soll das Dasein von Religion im einzelnen Katholiken beweisen für die Unangebrachtheit einer Polemik gegen Katholizismus und Ultramontanismus als System? Macht sich hier nicht wiederum Unklarheit der Begriffe, Mangel an Unterscheidungsfähigkeit fühlbar? Die Wahrheit: **Qui bene distinguit, bene docet**,*) kann nie genug beherzigt werden. Auch die Berufung Köhlers auf „das, was Harnack in seinem »Wesen des Christentums« über den Augustinismus in der römischen Kirche gesagt hat," macht die Köhlersche Auffassung nicht richtiger. Trotz der hohen Verehrung, die ich vor Harnack als Mensch, als Christ und als Gelehrtem habe — ich freue mich der Gelegenheit, diese Verehrung öffentlich aussprechen zu können —, stehe ich doch nicht an, die Harnackschen Ausführungen über den Einfluß Augustinischer Frömmigkeit und Lehre auf die römische Kirche, wie sie seit einem Jahrtausend als System vor uns steht, als irrig zu bezeichnen. Augustin, wie so vieles andere echt Christliche und echt Religiöse, dient der römischen Kirche lediglich als äußerer, angeklebter Putz, der durchaus nicht mehr in irgend welchem organischen Zusammenhange mit ihrem System steht. Doch das hier nur nebenbei; die weitere Ausführung vielleicht einmal an anderer Stelle.

Sehr das Wort redet Herr Köhler der Toleranz; aber er verkennt darum doch nicht die Gefahren der falschen Toleranz, von der er schreibt: „daß viele unklare Ideen, viel Schwärmerei, viel Humanitätsdusel, und mancher wissenschaftlich längst überwundene Rest aus alter Zeit, Mangel an Verständnis für die positiven konfessionellen Eigentümlichkeiten in jenem Toleranzbewußtsein mitgeschleppt werden." Sehr richtig; aber Köhler hat in diesen Worten sein eigenes „Toleranzbewußtsein" bis auf den I-Punkt genau gekennzeichnet. Wunderbar! In einer Zeit, da die Intoleranz des ultramontanen Systems fast in jedem Lande riesengroß ihr Haupt erhebt, da die Wirkungen dieser Intoleranz sich in Religion, in Politik, in Kunst, in Wissenschaft fast täglich fühlbar machen, da intolerante ultramontane Polemik zu einem allumfassenden System geworden ist, das verwirrend und zerstörend so zu sagen überall eingreift, in einer solchen Zeit kommt ein Dozent an einer deutschen Universität und bläst uns, nicht etwa als künstlerische Ergötzung, sondern als realpolitisches Leitmotiv Roseggersche Melodien und irenische Arien auf der Friedensschalmei vor, betont den nicht mehr ganz neuen Satz: „Ein anständiger Mensch kann Viel vertragen", belehrt uns: „daß es nicht unsre Aufgabe ist, dem göttlichen Walten vorzugreifen und die gottgeordnete Pädagogie umzustoßen", mahnt eindringlich, daß „der Protestantismus seinem Bruder (!) dem Katholizismus nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal vergeben soll!" Herr Köhler meint es gewiß gut, aber in den großen Geisterschlachten der Menschengeschichte kommt es nicht auf den guten Willen an, sondern lediglich auf die Wahrheit und Klarheit der Erkenntnisse und auf den rücksichtslosen Willen, dieser Klarheit und Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Die Köhlerschen Worte sind im Lichte sowohl der Tages- wie der Vergangenheitsgeschichte Phrasen. Phrasen gewiß nicht im Sinne subjektiver Unwahrhaftigkeit, sondern im Sinne objektiver Inhaltslosigkeit und objektiver Unwahrheit. Es ist mir unverständlich, wie ein ruhig denkender Mensch nicht z. B. die Leerheit des klingenden Wortes vom Sich-Beruhigen mit dem „göttlichen Walten" und mit der „gottgeordneten Pädagogie" mit Händen greift, wenn dies Wort angewandt wird auf unser Verhalten gegenüber dem Uebel und der Schlechtigkeit in der Welt. Und zum Uebel in der Welt rechnet doch auch Köhler den Ultramontanismus, denn er nennt ihn einen „Satansengel, der mit Fäusten schlägt." Was für Zustände würden in der Menschheit entstehen bei der Anwendung dieser **Laisser-faire, Laisser-aller**-Theorie über „die göttliche Pädagogie" und „das göttliche Walten"?! Wie kann man, wie Köhler thut, die Toleranzforderung für den Katholizismus als System stützen, ja mehr noch, beweisen wollen mit dem Hinweis auf „den Respekt", den der katholische Priester „in katholischen Dörfern des Schwarzwaldes, Bayerns oder Tirols" genießt? Wo bleibt da, ich frage es wiederum, Klarheit und Schärfe der Begriffe, wo bleibt da das für die Beurteilung von Zuständen und Dingen geradezu unentbehrliche Unterscheidungsvermögen? Ja wo ist es geblieben? Ich gebe die Antwort, und ich hoffe, Herr Köhler wird den Geist, aus dem heraus ich sie gebe, richtig verstehen: wir Beide wollen der Sache dienen, einer Sache, die für die religiöse und kulturelle Entwicklung unsers Volkes eine der wichtigsten und folgenschwersten ist. Klarheit der Begriffe und Unterscheidungsfähigkeit sind untergegangen in der Unkenntnis und in der Unwissenheit über Katholizismus und Ultramontanismus. Man studiert diese beiden gewaltigen Systeme nicht, und so bleibt man an der Oberfläche haften, so giebt man sein Urteil ab auf Grund dieser oder jener zufälligen Thatsache, und endlich die schlimmste Folge der Unkenntnis: man weiß sich nicht auf den katholischen Standpunkt zu stellen, und doch ist dieser Standpunkt der einzig richtige, sowohl für die Beurteilung von Katholizismus und Ultramontanismus als auch für ihre Bekämpfung. —

Der zweite Aufsatz, die Besprechung meines Buches, ist für diese Unkenntnis der lehrreiche Beweis.

Ehe ich zu Einzelnem komme, wende ich mich auch hier wieder zunächst der Köhlerschen Grundanschauung zu. Von meinem Buche schreibt Herr Köhler: „Das Buch kann über-

*) Wer gut unterscheidet, lehrt gut. D H

haupt nicht Geschichte sein, bei dem Zwecke, den es sich gesetzt hat. Damit kommen wir auf eine Prinzipienfrage. Es will die Göttlichkeit des Papsttums widerlegen durch die Geschichte .... Kann man einen derartigen Beweis überhaupt führen? Kann die Geschichte entscheiden über Göttlichkeit und Ungöttlichkeit? .... Urteile über Göttlichkeit und Ungöttlichkeit sind Werturteile; die Geschichte hat nur Seinsurteile abzugeben .... Die Ungöttlichkeit des Papsttums beweisen durch die Geschichte, ist unmöglich. Lüge, Unwahrheit und dergleichen sind keine historischen, sondern dogmatische Kategorien." — Bleiben wir gleich bei dem letzten Satze stehen; seine Richtigstellung — denn er ist ein arges Quid pro quo — führt uns zur Aufdeckung der übrigen irrigen Grundanschauungen. Lüge, Unwahrheit und dergleichen theoretisch genommen, abstrakt betrachtet, sind gewiß keine historischen, sondern dogmatisch-ethische „Kategorien". Aber giebt es keine konkreten, keine verkörperten Lügen und Unwahrheiten, die eben durch ihre Verkörperung in die Seins- und Erscheinungswelt der Geschichte treten? Ein Beispiel: der Begriff der Usurpation ist eine ethisch-juridische „Kategorie", deren Realität „historisch" nicht nachweisbar ist. Ist aber Jemand zum Usurpator eines Königreiches geworden, so ist die Lüge und Unwahrheit der Usurpation aus der Welt der „Kategorien" in die Welt der Thatsachen getreten, sie steht nun verkörpert vor uns innerhalb des Beweisbereiches der Geschichte. So auch beim Papsttum. Die Lüge und Unwahrheit seiner Göttlichkeit ist durch tausend Thatsachen der Geschichte bezeugt. Und wieso ist das möglich? Weil auch Göttlichkeit und Ungöttlichkeit des Papsttums historische Thatsachen sind. Herr Köhler, der das bestreitet, weiß eben nicht, was der Katholizismus vom Papsttume lehrt. Nach dieser Lehre hat der historische Christus im historischen Petrus und in seinen historischen Nachfolgern das historische Papsttum in die Welt gesetzt und dies historische, im jeweiligen historischen Papst, von Petrus bis auf Leo XIII., verkörperte Papsttum besitzt historische Göttlichkeit, d. h. eine Göttlichkeit, die nicht bloß einen historisch genau festzustellenden Anfangspunkt — Christi Verheißung an Petrus — aufweist, sondern eine Göttlichkeit, die sich als solche fort und fort in Geschichtsthatsachen, d. h. im Wirken des Papsttums in der Welt, greifbar darstellt und historisch beurteilbar kundgiebt. So ist also die Göttlichkeit des Papsttums, nach katholischer Lehre, nicht beschlossen in philosophisch-metaphysischen „Werturteilen", sondern wegen ihrer realen, geschichtlichen Wirkungen und Thaten, ermöglicht sie dem Beschauer „Seinsurteile" der Geschichte zu fällen, ja zwingt ihn zu solchen Urteilen. Aus solchen „Seinsurteilen" der Geschichte besteht mein Buch. Der Plan, nach dem es geschrieben ist, dessen Grundlinien, man vergesse das nicht, der katholischen Dogmatik entommen sind, ist in den Worten meiner „Einleitung" enthalten:

Was göttlich ist, muß göttlich leben, d. h. muß eine göttliche Geschichte haben. Ständen aus dem Leben, aus der Geschichte Christi schwere intellektuelle Irrtümer und moralische Vergehungen fest, seine Göttlichkeit, wie immer man sie verstehen mag, wäre zertrümmert. Der Papst, als Träger des Papsttums, ist der „Stellvertreter Christi", der Fortsetzer seines Werkes, so glaubt der Katholik. Erweist nun die Geschichte, daß das Papsttum als solches (nicht der einzelne Papst in seinem Privatleben) den schwersten intellektuellen Irrtümern mit den unheilvollsten Folgen für die menschliche Kultur und Gesittung jahrhundertelang angehangen und diese Irrtümer mit dem ganzen Gewichte seines ungeheuern Ansehens gefördert hat, so ist es als göttliche Einrichtung gerichtet. Die helle Klarheit der Geschichte hat das mystische Dunkel des Dogmas endgültig besiegt. Der unwahre Anspruch liegt zerschlagen am Boden. Ueber den felsenfesten, aber blinden Glauben triumphiert der einfache, gesunde Menschenverstand in dem nüchternen Worte, das auch von Christus stammt: „An den Früchten werdet ihr sie erkennen; denn ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte hervorbringen."

Und nun zu einigen Einzelheiten. „Es ist ungeschichtlich, die sozial-kulturelle Wirksamkeit des Papsttums darstellen zu wollen," schreibt Köhler, „und nur schwarz in schwarz zu malen. Weiß die Geschichte wirklich nur von zerstörender Wirkung der Kurie zu berichten? Oder ist nicht vielmehr die Kirche — und sie kulminierte im Papsttum — Jahrhunderte hindurch der alleinige Träger der Kultur und Bildung gewesen? Verdanken wir nicht dem Mäzenatentum der Renaissancepäpste jene Meisterwerke der Kunst, die unvergänglich sind" u. s. w. Hätte Herr Köhler — und ich glaube das ist ein nicht unbilliges Verlangen an einen Kritiker — nur etwas aufmerksam die Worte meiner „Einleitung" gelesen, durch die ich meinen Standpunkt und meine Absicht klar lege, den Vorwurf der „ungeschichtlichen Schwarz- in Schwarz-Malerei", der „Tendenz", der „Einseitigkeit", der „Verzerrung", ja selbst des Gebrauches „unehrlicher Waffen" hätte er mit gutem Gewissen mir nicht machen können. Ich schreibe dort:

Und in der That, das Papsttum als sozial-kulturelle Großmacht verdient Staunen und Bewunderung. Es ist die älteste aller jetzt bestehenden Kulturmächte; alle übrigen sind ihm gegenüber Kinder, ein gutes Stück ihres Lebens haben sie von ihm. Es hat in die Barbarei und in die sittliche Fäulnis des Heidentums christliche Aufklärung und christliche Reinheit hineingetragen; Wissenschaft und Kunst haben am Papsttum ihren thatkräftigen, mächtigen Beschützer und Förderer gefunden. Gewiß, unter Wahrung geschichtlicher Treue kann man auf das Papsttum als sozialen und kulturellen Segensspender eine Lobrede schreiben. Aber ein göttlicher Segensspender ist das Papsttum nicht. Die Geschichte verweist auch das Papsttum unwiderruflich in die Reihe rein menschlicher Einrichtungen. Denn das Papsttum hat, neben seiner guten, segenspendenden Seite, eine schlechte und fluchbringende. Den vom Papsttume der Menschheit erwiesenen Wohlthaten stehen furchtbare soziale und kulturelle Schäden gegenüber, womit es die Menschheit geschlagen hat. Zum Segen und zum Fluche ist es geworden für die Welt. Diese Doppelwirkung widerstreitet aber unversöhnlich der von ihm beanspruchten göttlichen Natur. Auch nur eine vom Papsttum begangene und festgehaltene wirkliche Irrung auf dem Gebiete der Moral und des Glaubens erweist seinen göttlichen Geburtsschein als Fälschung. (S. 7 f.)

Und am Schlusse des Bandes steht:

Welch eine soziale, welch eine kulturelle Thätigkeit! Vor ihr verschwindet, und zwar ganz und gar, was das Papsttum sonst sozialkulturell geleistet hat. Was sind seine Verdienste für Kunst und Wissenschaft im Vergleiche zu den mit Blut und Unflat umhüllten Verbrechen der Inquisition und des Hexenwahns!

Ist es etwa die „göttliche" Aufgabe der „Statthalter Christi" Kunstmäzene zu sein, Prachtbauten und Museen zu errichten, angefüllt mit den Kunstschätzen des griechischen und römischen Altertums? Ihr „göttlicher" Beruf ist, die christliche Lehre in ihrer Abgeklärtheit und Reinheit zu bewahren, die christliche Gesittung in ihrer Keuschheit, Milde und Barmherzigkeit zu erhalten und zu verbreiten. Das sind die eigentlichen, die wesentlichen sozialen und kulturellen Aufgaben des „von Gott eingesetzten" Papsttums. Alles Andere, es mag noch so glänzend sein, sind für den „Statthalter Christi" — um einen Ausdruck Augustins zu gebrauchen — grandes passus, sed extra viam: große Schritte, aber außerhalb seines Weges. (S. 638 f.)

Ich will nicht bitter sein und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, aber ich erlaube mir doch die Frage: ist die gänzliche Außerachtlassung solcher Sätze, die mit den Köhlerschen Sätzen über die menschliche Wirksamkeit des Papsttums auf sozial-kulturellem Gebiete fast wörtlich übereinstimmen, ist die Unterdrückung solcher Säze „geschichtlich"; heißt das „mit ehrlichen Waffen" kämpfen; ist das die „Noblesse", deren Mangel Herr Köhler mir vorwirft?

Köhler schreibt weiter: „Das ist das Unhistorische am Hoensbroechschen Werke, daß es das Papsttum isoliert, loslöst aus den Verbindungsklammern nach rückwärts und vorwärts und infolgedessen ein Schuldkonto herausbekommt, welches ungerecht ist. Von den Nebenfaktoren, die in der Entwickelungsgeschichte [des Hexen- und Teufelunwesens] zum Teil eine sehr bedeutsame Rolle gespielt haben, hören wir bei Hoensbroech gar Nichts: es sind immer nur das Papsttum oder seine Kreaturen am Werke. Hansen [der Verfasser eines bald nach meinem Buche erschienenen ausgezeichneten Werkes über „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter"] faßt religionsgeschichtlich den Hexenwahn in seiner über zwei Jahrtausende hin wirksamen Macht als einen Beweis für die Zähigkeit der Tradition auf religiösem Gebiete" usw. — Hätte ich eine „Entwickelungsgeschichte" des Hexenwahns u. s. w. schreiben wollen, so wären die Sätze Köhlers berechtigt; aber meine klar ausgesprochene Absicht weist in ganz andere Richtung. Die Greuel des Hexenwahns bestanden vor, neben und unabhängig vom Papsttum. Aber das „göttliche" Papsttum trat in die Welt mit dem Anspruche, in alle ethisch-moralischen und religiösen Finsternisse Licht, untrügliches Licht zu bringen, der „göttliche" Führer für die Menschheit zu sein auf die Höhen echt

menschenwürdiger, echt christlicher Kultur. Diesen Anspruch des Papsttums habe ich gemessen an seinem Verhalten gegenüber dem Hexenwahn und ich habe aus der Geschichte dieses Verhaltens bewiesen, daß das Papsttum den fluchwürdigen Aberglauben, den es vorfand, nicht nur nicht bekämpft, sondern befördert hat. Dem ausgesprochenen Zwecke meines Buches gegenüber hatte ich also gar keine Veranlassung, die „Nebenfaktoren" der „Entwickelungsgeschichte" des Hexenwahns zu besprechen, und ich bin vollständig im Recht, „immer nur das Papsttum und seine Kreaturen" heranzuziehen.

Mit das Erstaunlichste in der Köhlerschen Besprechung sind die folgenden Sätze: „Ich war sehr gespannt, was Hoensbroech zur Stellung des Protestantismus in der Hexenfrage sagen würde. Denn hier liegt ein entscheidender Punkt für Recht oder Unrecht des Hoensbroechschen Buches. Was nun aber Hoensbroech sagt, ist verzweifelt wenig, im Wesentlichen die Gegenfrage: Aber wird durch diese Thatsache, daß auch der Protestantismus den Hexenwahn kennt, die Schuld der katholischen Kirche und des Papsttums weggewischt oder nur vermindert?" Ich nenne diese Sätze erstaunlich; man möge aus dem, was ich wirklich über diesen „entscheidenden Punkt" geschrieben habe, urteilen, ob die Bezeichnung „erstaunlich" für die Köhlersche Darstellung gerechtfertigt ist. Die Stelle, die ich zum Abdruck bringen muß, ist lang, aber die Gerechtigkeit gegen mich und mein Buch erheischt den Abdruck:

Man sagt: Der Protestantismus kennt den Hexenwahn auch; in protestantischen Gebieten sind auch viele Hunderte von Hexen gefoltert und gemordet worden; protestantische Theologen haben auch durch Wort und Schrift zur Ausbreitung des blutigen Wahnsinns beigetragen.

Daß dieser Einwand in katholischen wie in protestantischen Kreisen Eindruck macht, daß mit seiner ständigen Wiederholung die Gemüter sich beruhigen, ist ein trauriges Zeichen für die Denkoberflächlichkeit der Menschen.

Ja, es ist leider wahr, was hier vom Protestantismus gesagt wird. Auch seine Geschichte ist von Christenblut befleckt, auch bei ihm findet sich dieser greuliche, unchristliche Aberglaube. Aber wird durch diese Thatsache die Schuld der katholischen Kirche und des Papsttums weggewischt oder auch nur vermindert? Werden Unchristlichkeit und Unmenschlichkeit des Papsttums dadurch zur Christlichkeit und Menschlichkeit, daß sie sich auch auf nicht-katholischer Seite finden?

Auch abgesehen von dieser sehr naheliegenden Erwägung, bietet der Hinweis auf die Verfehlungen des Protestantismus nicht nur keinen Entschuldigungsgrund für die „Statthalter Christi", sondern er läßt ihre schwere Schuld nur um so klarer hervortreten.

Im Protestantismus giebt es keine Stelle, die sich göttliches, entscheidendes Ansehen zuschreibt, die sich zum unfehlbaren Führer auf dem Gebiete des Glaubens, der Moral, der Kultur u. s. w. aufwirft. Verirrungen innerhalb des Protestantismus fallen den Einzelnen, die sie begehen, zur Last, mögen diese Einzelnen Luther oder wie immer heißen. Was aber der Papst als Papst thut, ist — nach katholischer Lehre — die That derjenigen Einrichtung, die Gott zum untrüglichen Schutze des christlichen Glaubens und der christlichen Gesittung, bekleidet mit höchster Auktorität, der alle Menschen zum Gehorsam verpflichtet sind, in die Welt gesetzt hat. Luther und die übrigen Reformatoren hätten es weit von sich gewiesen, solch eine von Gott gesetzte „Einrichtung" zu sein. Eine Parallele zwischen Papsttum und irgend einer anderen religiösen Gemeinschaft giebt es also nicht; das Papsttum ist göttlich, alles Andere ist menschlich. Das ist der Standpunkt, von dem aus jeder Vergleich zwischen Papsttum und Luthertum, zwischen den Thaten des einen und denen des andern zur Unmöglichkeit wird.

Ueberdies, seit wann mißt denn die katholische Kirche ihre Christlichkeit und Sittlichkeit an der Christlichkeit und Sittlichkeit des Protestantismus? Dünkt sich Rom mit seinem Christentum und seiner Moral, eben wegen seiner Unfehlbarkeit und Göttlichkeit nicht unendlich erhaben über das protestantische Christentum und die protestantische Moral?

Nach römischer Auffassung nennt sich der Protestantismus nur zu Unrecht christlich. Wie können also die Thaten dieses Scheinchristentums herangezogen werden, um die Thaten des allein echten Christentums der katholischen Kirche zu entschuldigen?

Und endlich, von wem hat der Protestantismus den Teufels- und Hexenwahn und das System der Hexenverfolgungen denn überkommen? Eben weil Luther u. s. w. Menschen waren, sind sie in Vielem aus dem ihnen Angeborenen und Anerzogenen nicht herausgekommen; sie blieben Kinder ihrer Zeit, sie atmeten die Luft ihrer Zeit, und diese Luft war katholische Luft, geschwängert mit dem wüsten Teufels- und Hexenwahn. Jahrhunderte, ehe es Protestantismus gab, wucherte in der katholischen Kirche dieser entsetzliche Aberglaube; sein Fortbestehen innerhalb des Protestantismus ist erbliche Belastung durch den Katholizismus. (S. 622 f.)

Das also ist das „verzweifelt Wenige" — und es folgt noch eine volle Seite, auf der ich „die erbliche Belastung" des Protestantismus durch den Katholizismus aus den Hexenschriften beider Konfessionen beweise —, was ich über diesen „entscheidenden Punkt" wirklich sage.

Erstaunlich sind auch die Köhlerschen Ausstellungen über meine Behandlung einiger ultramontaner Größen, wie Hefele, Görres, Kirchenlexikon u. s. w. Nicht „Alles, was nach Ultramontanismus schmeckt" wird von mir, wie Köhler sagt, „mit einem stärkeren oder schwächeren Fußtritt bedacht", sondern ich zertrete nur die unendlich vielen Lügen und Fälschungen, die ultramontane Geschichtsschreiber über das Papsttum aufgehäuft haben. Das ist eine Seite meines Berufes. Kein schöner Beruf, kein Beruf, den man in Glacee-Handschuhen ausüben kann, aber ein notwendiger, ein nützlicher Beruf. Nur deshalb besitzt das ultramontane System noch so ungebrochene, so unheimlich große Macht über die katholische Welt, weil es verstanden hat und versteht, sich mit einem fast undurchdringlichen Netz von Lügen zu umgeben. Diese Lügen müssen mit Hammerschlägen zertrümmert werden, mag der Schlag auch Solche treffen, die in ihrer übrigen Schriftstellerei ehrlich und wissenschaftlich sind. Der Abschnitt meines Buches über den Jesuiten Spee sollte Köhler verhindert haben, zu schreiben, ich versetzte Allem, was nach Ultramontanismus schmeckt, Fußtritte. Ich könnte hier, wo Köhler gleichsam die Verteidigung der ultramontanen Wissenschaft und besonders des „trefflichen" Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (jetzt Hegenröther-Kaulen) übernimmt, noch Vieles sagen. Aber ich will es nicht. Denn ich müßte manche für meinen Kritiker als Kirchenhistoriker bittere Wahrheit ans Licht stellen, die, so wenig das auch beabsichtigt wäre, als persönlicher Angriff empfunden werden könnte, und solche Empfindungen will ich nicht auslösen.

Mein Aufsatz ist lang geworden. Die Wichtigkeit des Gegenstandes: Polemik gegen Rom, rechtfertigt seine Länge. Das Papsttum ist nicht nur weitaus die bedeutendste religiöse Erscheinung innerhalb der Menschengeschichte, es ist nicht nur die gewaltigste moralische Macht der Vergangenheit und Gegenwart, es ist in seiner „Göttlichkeit" auch die größte, die verhängnisvollste, die erfolgreichste Unwahrheit, die die Welt seit ihrem geschichtlichen Bestehen gesehen hat. Der für die Wahrheit und das Licht geborene Menschengeist hat Recht und Pflicht, gegen diese die Erde erfüllende und erdrückende Unwahrheit nach Möglichkeit sich aufzurichten. Der Kampf darf nicht ruhen, bis das Papsttum zurückgewiesen ist in seine historische Stellung, „historisch" hier nicht in religiös-katholischem, sondern in wissenschaftlichem Sinne. Und diese Stellung ist: der menschlich gewordene Mittelpunkt einer Entwickelung des Christentums, nämlich des Katholizismus. In diese ihm gebührende Stellung zurückgedrängt, hat das Papsttum aufgehört eine Gefahr zu sein, denn in dieser Stellung stehend, wird das Papsttum dem Einfluß des Evangelischen, das von innen — vom religiösen Katholizismus aus — und von außen — von den Kindern der Reformation her — auf es eindringt, allmählich weichen. Wann, das weiß der Herr, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag. Bis dahin aber liegt uns die historische und religiöse Pflicht ob, anzukämpfen gegen die historische und religiöse Unwahrheit von der „Göttlichkeit" des Papsttums.

Groß-Lichterfelde — Graf von Hoensbroech

Selbstanzeigen

Theologie und Metaphysik. Das Verhältnis der Theologie zur modernen Erkenntnistheorie und Psychologie. Von Georg Wobbermin, Dr. phil. Lic. theol., Privatdozent an der Universität Berlin. Berlin, Alexander Duncker 1901. 303 S. Geheftet 4,80 Mk., gebunden 6.

Die Frage nach dem Verhältnis von Theologie und Metaphysik, an sich eine der wichtigsten für die systematische Theologie, erschien mir einer erneuten Untersuchung um so mehr bedürftig, als die jüngste philosophische Richtung, die empirischkritische, mit ihrer radikal-antimetaphysischen Denkweise eine ebenso radikal antireligiöse bezw. antitheologische Betrachtung verbindet. In einem ersten Teil ver-

suche ich zunächst eine genaue erkenntniskritische Bestimmung der Begriffe „metaphysisch“ und „Metaphysik“; dabei gelange ich zugleich zu dem Resultat: Theologie ohne Metaphysik ist unmöglich, und ich glaube, in der neuesten gleichfalls radikal-antimetaphysischen Theologenschule, der rein „religionsgeschichtlichen“, eine jener Denkrichtung verwandte Erscheinung sehen zu müssen. Der Auseinandersetzung mit der letzteren gilt der zweite Teil meines Buches. In dem dritten, umfangreichsten, behandele ich schließlich die Grundprobleme der Metaphysik selbst, insofern sie für die Theologie von Interesse sind. Indes nicht spekulative Begriffskonstruktionen biete ich hier dem Leser, sondern durchaus auf dem Standpunkt des kritischen Denkens stehend halte ich die Analyse der thatsächlich gegebenen metaphysischen Bewußtseinsmomente und die Erörterung der sich von da aus ergebenden metaphysischen Grenzprobleme für die heute einzig berechtigte — aber auch unbedingt notwendige — Art von Metaphysik. Dennoch unternehme ich von der Basis psychologischen Erfahrungswissens aus eine Behandlung derjenigen metaphysischen Grenzbegriffe, ohne welche die Theologie nicht auszukommen vermag. Für den, der an die herkömmliche Terminologie gewöhnt ist, dürfte daher der Untertitel meines Buches: „Das Verhältnis der Theologie zur modernen Erkenntnistheorie und Psychologie“ seinen Inhalt verständlicher anzeigen, als der Obertitel: „Theologie und Metaphysik“; denn um die Haupt- und Grund-Probleme der modernen Erkenntnistheorie und Psychologie handelt es sich für mich überall.

Berlin — G Wobbermin

Das Messiasgeheimnis in den Evangelien. Zugleich ein Beitrag zum Verständnis des Markusevangeliums. Von D. W. Wrede, Professor in Breslau. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1901. 291 S. 8, gebunden 9 Mk.

Eine Selbstanzeige dieses Buches kann ich in der Christlichen Welt nicht in dem Sinne erscheinen lassen, daß es dem Gedankenkreise homogen wäre, der in diesem Blatte vorherrschend vertreten wird. Aber das ist ja auch nicht die Voraussetzung der hier veröffentlichten Selbstanzeigen. Das besprochene Buch soll nur „irgend ein Interesse“ für den Leserkreis haben (Jahrgang 1899, Sp. 957). Dies darf ich von meiner Schrift glauben. Sie wendet sich freilich nicht an das große Publikum, sondern an den wissenschaftlichen Kreis. Aber ihre Aufstellungen berühren so wichtige Fragen der neutestamentlichen Forschung und entfernen sich so stark von den herrschenden Ansichten, daß ich mit einem Interesse der theologisch interessierten Leser des Blattes allerdings rechnen darf. Unter diesen Umständen ergreife ich gern die Gelegenheit, selber anzudeuten, was meine Schrift will.

Ich gehe aus von der Frage, wann Jesus nach den Evangelien als Messias bekannt geworden ist. Die Untersuchung gilt dabei in erster Linie dem Markusevangelium, das, wie ich mit den meisten heutigen Kritikern annehme, den Evangelien des Matthäus und Lukas zu Grunde liegt. Das Ergebnis ist folgendes. Das Markusevangelium ist trotz gewisser widersprechender Angaben deutlich von der Anschauung beherrscht, daß Jesus während seines ganzen Erdenlebens seine Messiaswürde hat geheim halten wollen; erst die Auferstehung soll die Offenbarung des Geheimnisses bringen. Der Hauptbeweis liegt in dem bei Markus ständig wiederkehrenden Verbote Jesu, Niemand solle von seiner Messianität (oder auch von seinen Wundern als ihrem Kennzeichen) sprechen. Die Messiaswürde ist dabei als eine Sache schlechthin übernatürlicher Erkenntnis gedacht, wie sie nur Gott oder die Dämonen haben können und Menschen nur auf Grund besonderer Offenbarung. Neben dieser Gedankenreihe steht eine zweite, nah verwandte, die speziell die Jünger Jesu betrifft. Diese empfangen von Jesus fortwährend die höchsten Offenbarungen, sie stehen ihnen aber völlig stumpf und blind gegenüber. Ihr Verständnis Jesu — ist hinzuzudenken — beginnt gleichfalls erst mit der Auferstehung. Diese Anschauungen können nicht als geschichtliche Nachrichten gelten, es sind vielmehr spätere, in der christlichen Gemeinde entstandene Vorstellungen vom Leben Jesu. Ich behaupte das nicht bloß im Allgemeinen, sondern ich suche bei jedem einzelnen der von mir untersuchten Punkte zu beweisen, daß die betreffenden Nachrichten nicht glaubwürdig sind. Dieser Nachweis wird für sich gegeben. Er ist aber nicht Selbstzweck, sondern nur Stütze und Ergänzung für den Nachweis, daß Markus die ihm zugeschriebene Auffassung wirklich hat. Mein leitendes Interesse ist durchaus durch diesen positiven Gesichtspunkt bezeichnet. Dies etwa der erste grundlegende Abschnitt.

Der zweite zeigt, wie die Auffassung des Markus von seinen Nachfolgern Matthäus und Lukas verwischt bezw. modifiziert wird, besonders aber, wie in dem Evangelium, das dem Leben Jesu am fernsten steht, d. h. bei Johannes, eine Anschauung vorliegt, die sich mit der des Markus nahe berührt: die Erkenntnis der Jünger hat auch hier ihr Datum an der Auferstehung.

Der dritte Abschnitt fragt nach der Entstehung der beiden bei Markus gefundenen Gedanken. Die Idee, daß Jesus seine Messianität bis zur Auferstehung verbirgt, wird aus der nachweislich vorliegenden alten Auffassung abgeleitet, daß erst die Auferstehung Jesus zum Messias macht. Die Idee, daß die Jünger während des Erdenlebens Jesu völlig verständnislos sind, ist Reflex der historischen Thatsache, daß die wirklichen Jünger sich bewußt waren, durch die Erscheinungen des Auferstandenen ein ganz neues Verständnis Jesu erlangt zu haben. Die Frage, ob Jesus selber der Messias habe sein wollen, wird zwar gestreift, jedoch nicht zum Abschluß geführt.

Das ganze Buch tritt in einen scharfen Gegensatz zu der von der Mehrzahl der heutigen Kritiker befolgten Methode. Die Grenzen einer rein sachlich interessierten Polemik hoffe ich dabei nicht überschritten zu haben. Eine spezielle Nebenabsicht ist es, die herrschende Auffassung des Markus zu erschüttern. Der Plan, den man in seiner Darstellung findet, und in dem man eine gute Kenntnis vom Verlaufe des Lebens Jesu wahrnimmt, ist nicht vorhanden; und obwohl über den Wert der in der Untersuchung nicht berührten Stoffe kein Urteil gefällt wird, ergiebt sich doch, daß der Evangelist in seiner Gesamtdarstellung schon keine wirkliche Anschauung mehr von den realen Verhältnissen des Lebens Jesu besitzt.

Breslau — W Wrede

Antilegomena. Die Reste der außerkanonischen Evangelien und urchristlichen Ueberlieferungen. Herausgegeben und übersetzt von Erwin Preuschen. Gießen, J. Ricker. 175 S. 3 Mark.

Das Interesse an den mannigfaltigen Resten der altchristlichen Evangelienschriftstellerei ist groß genug, daß diese Sammlung der Ueberbleibsel der Evangelien, die im Neuen Testamente keine Aufnahme gefunden haben, keiner besondern Rechtfertigung bedarf. Bisher mußte man meistens in mehreren, z. T. umfangreichen Werken Belehrung suchen über das, was hier auf kleinem Raum bequem und handlich zusammengestellt ist. Berücksichtigt sind: Egypterevangelium, Hebräerevangelium (einschließlich der Evangelien der Ebioniten und Naassener), Matthiasüberlieferungen, Philippusevangelium, Petrusevangelium, Thomasevangelium, Bruchstück von Fajjûm, Zitate im 2. Klemensbrief, bei Justin, Celsus, in den Pseudoklementinen, die egyptischen Logia, Agrapha, Petrusapokalypse, die Predigt des Petrus, Papias, die Presbyter bei Irenäus, Hegesipp.

Als Leser und Benutzer habe ich mir nicht nur Theologen gedacht. Für sie hat der Inhalt wohl ganz allgemein Interesse, und vielleicht findet man die Sammlung als Grundlage für Uebungen an Seminarien praktisch. Aber auch mancher Laie wird sich vielleicht gerne einmal diese Reste näher ansehen. Für die, denen die Grundsprachen fremd sind, habe ich eine Uebersetzung beigegeben, die sich, ohne streng wörtlich zu sein, bemüht, den Sinn wiederzugeben. Einen Kommentar hoffe ich später noch folgen lassen zu können.

Darmstadt — Erwin Preuschen

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Auf meinen Offnen Brief an den Bischof von Rochester ist Antwort eingegangen. Sie wird in nächster Nummer zum Abdruck kommen.

Um von mancherlei Versprechungen wenigstens eine heut einzulösen: zum Vorkommen von Geisteskrankheit unter Lehrerinnen wurde uns von einer Lehrerin Folgendes geschrieben:

„Wenn es wirklich so steht, daß »Geisteskrankheit die Berufskrankheit der Lehrerinnen« sein sollte, so dürften die Gründe dieser traurigen Erscheinung doch wohl nicht allein in der Ueberlastung des Gedächtnisses während der Seminarzeit und später in der anstrengenden unterrichtlichen Thätigkeit zu suchen sein. Man müßte vielmehr — wie es auch auf der Generalversammlung des Allgemeinen Lehrerinnenvereins in Bonn im Anschluß an Professor Zimmers Aeußerungen mehrfach ausgesprochen wurde — zunächst einmal feststellen, welcher Art die pekuniären Verhältnisse dieser von Geisteskrankheit betroffenen Lehrerinnen gewesen sind. Ob es ihnen möglich war, während ihrer Studienzeit neben der geistigen Nahrung auch genügend kräftige körperliche Nahrung zu sich zu nehmen? Ob sie dann als angestellte Lehrerinnen nur für ihren eignen Unterhalt, und nicht auch für den ihrer Angehörigen aufkommen mußten und, da der Gehalt natürlich dafür nicht ausreichte, die freie Zeit, die der Erholung dienen sollte, mit Privatstunden ausfüllten? Dann würde sich vielleicht herausstellen, daß nicht die Vorbereitung auf den Lehrerinnenberuf die von Professor Zimmer geschilderte große Gefahr für die Lehrinnen in sich schließt, sondern die in vielen Städten so sehr geringe Besoldung. (Siehe: Zusammenstellung der Besoldungsverhältnisse der Lehrerinnen an den öffentlichen höheren Mädchenschulen Preußens. Gera, Theodor Hofmann 1901.)“

Eine Frau, die große Verdienste um die Sache der Lehrerinnen hat, entlastet durch ihr Votum die Seminare völlig — jedenfalls außer Acht lassend, daß diese Anstalten schon bisher in ihren Anforderungen recht verschieden sind. Sie macht die Erziehung verantwortlich, welche die Töchter vor dem Eintritt in das Seminar zu Hause empfangen haben. Sie beruft sich dabei auf ein Gutachten von Fräulein Dr. Kuhnow über die körperliche Leistungsfähigkeit der jungen Mädchen: „sie sind durch die Sünden der Mütter, die Fehler der Erziehung und allerlei Modethorheiten körperlich meist schon ruiniert, ehe sie noch irgend Etwas im Leben geleistet haben“ — und auf ein Wort von Frau Dr. Adams in einer medizinischen Wochenschrift: „Der Gesundheitszustand der heutigen Mädchen und Frauen läßt sich am besten mit dem einen Wort »Zusammbruch« ausdrücken.“

Das sind harte Urteile. Uns scheint vor allem — die Richtigkeit des statistischen Thatbestandes vorausgesetzt — die soziale Lage der Lehrerinnen untersucht werden zu müssen, ehe man in der Schuldfrage irgend abschließt. — R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 2. September 5 Uhr, Rosenau: Das Gleichnis vom ungerechten Haushalter.

Versammlungskalender

26.—28.	August	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Winterthur
27.—29.	„	Reformierter Bund Elberfeld
3.—5.	September	Deutscher Protestantentag Kaiserslautern
3.—6.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Lund
19.—20.	„	Evangelische Irrenseelsorger Roda
21.—27.	„	Nationalkonferenz ev. Jünglingsbündnisse Cassel
23.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Eisenach
23.—27.	„	Deutsche ev. Pastoren Großbritanniens Glasgow
30.	„ 1. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Goslar
3.	Oktober	» » » » Mühlacker
1.—3.	„	Gustav-Adolf-Gesamtverein Köln
3.—4.	„	Rhein.-westf. Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
8.—11.	„	Evangelischer Bund Breslau
14.—20.	„	Missionswoche Herrnhut
15.—17.	„	Ferienkursus Bonn
31.	„ 1. November	Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Straßburg

Für einen Knaben (Unt.-Tertia Realgymnasium), welcher zur Kräftigung den Winter in einem Sanatorium in Davos zubringen soll, wird **Philologe** od. **Theologe**, nicht zu jung, als Lehrer und Erzieher gesucht. Antritt Ende Sept. oder Anf. Okt.

Off. erb. **Med.-Rat Merck Darmstadt.**

Hauslehrer

zum 1. Oktober gesucht zum Unterricht eines Knaben im Quinta-Pensum des Gymnasiums. Außerdem wird ein **Knabe zur Miterziehung** gesucht. **Dingler**, Simonshof, Post Unsleben, Unterfranken.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco**

Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Den Herren Geistlichen empfiehlt sich zur Lieferung von

Altarlichtern
in jeder Größe

Abendmahlshostien
1000 Stück 1,25

Johannes Neumeyer Buchhandlung, **Braunschweig**

21. deutscher Protestantentag

am 3., 4. und 5. September in Kaiserslautern

Dienstag, den 3. September. 10 Uhr Sitzung des Ständigen Ausschusses. 8½ Uhr Abends Begrüßung.

Mittwoch, den 4. September. 9 Uhr Festgottesdienst in der Apostelkirche und in der Stiftskirche. 11 Uhr Oeffentliche Versammlung. Vortrag des Professors Ziegler in Straßburg: Welche Anforderungen stellt das moderne Leben an die Ausrüstung des Geistlichen? 3½ Uhr Generalversammlung des pfälzischen Protestantenvereins. Im Anschluß an die Generalversammlung Gesellige Vereinigung mit Ansprachen. 8½ Uhr Familienabend.

Donnerstag, den 5. September. 8½ Uhr Generalversammlung mit folgender Tagesordnung: 1) Das Verhältnis des Protestanten-Vereins zu den anderen liberal-kirchlichen Gruppen. 2) Beschluß über die Vereinssatzungen. 3) Neuwahl des Vororts. 11 Uhr Oeffentliche Versammlung. Gegenstand der Verhandlung: Der Religionsunterricht. 1) „Der Religionsunterricht in der Volksschule.“ Referent Pfarrer Born in Lettweiler. 2) „Der Religionsunterricht in den höheren Schulen.“ Referent Pfarrer DDr. Mehlhorn in Leipzig. 8 Uhr abends Kirchenkonzert in der Apostelkirche.

Sämtliche Veranstaltungen, soweit nicht anders bemerkt, im Gesellschaftshause des Protestantenvereins, wo auch das Empfangsbüreau.

Gesucht

für die deutsche Kolonialschule **Wilhelmshof, Witzenhausen,** ein **aufsichtführender Lehrer,** Naturwissenschaftler, Philologe oder Theologe, möglichst mit englischen Sprachkenntnissen und für Turnen, Fechten und dergleichen, gegen freie Station und angemessenes Gehalt. Zeit und Gelegenheit zum Weiterstudium. Meldungen mit Zeugnissen und Ansprüchen an

Direktor **Fabarius**

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 32. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die anhaltische Landessynode; Die 59. Lutherische Pfingstkonferenz; Wanderversammlung freiheitlich gesinnter und religiös-interessierter Leute — Evangelische im Auslande: Uebersicht über die wichtigsten kirchlichen Ereignisse der Westschweiz 2 — Römische Kirche: In Bayern (Fall Kerschensteiner; Graßmann-Liguori; Ultramontane Presse); Aus dem Vatikan — Verschiedenes: Leipziger Mission; Vermischte Nachrichten (Erklärung des Brandenburgischen Brüderrats über die Gläubigkeit der Berliner Pastoren; Protektorat über den E. A. P. M. V.; Aus andern Blättern; Kirchliche Versammlungen) — Personalien — Anzeigen

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von

Georg D. W. Callwey, München

Luhns Seifenfabrik
Wasche mit **Luhns** Wasch-Extract.
Barmen

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Für die Ferien- und Reise-Zeit:

Auf dem Wege zur Wahrheit

Für Suchende

von

Lic. Dr. G. Karo

Klein 8°. 1901. M. 1.75. Gebunden M. 2.50

„Das ist ein Buch, über das wir uns herzlich freuen können. Es ist in gewisser Weise eine Ergänzung zu Harnacks »Wesen des Christentums« zu nennen, wenn eine Vergleichung mit diesem durchschlagenden Werke überhaupt erlaubt ist.“

Ev. Gmbl. f. Brschwg. 1900. Nr. 52

Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie

von

Lic. theol. H. Eck
Pfarrer in Offenbach

Klein 8. 1901. M. 1.80. Gebunden M. 2.60

Inhalt: **Kant** und die Erhabenheit des Geistes über die Natur. — **Hegel** und der Entwicklungsgedanke. — **Schleiermacher** und die Selbständigkeit der Religion.

Lebensideale

Dargestellt

von

Erich Foerster
Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. 1901. M. 2.—. Gebunden M. 3.—

Inhalt: Einleitung. — Das Erbe der Antike. — Das Erbe der israelitischen Religion: das Evangelium. — Das Lebensideal des Mittelalters. — Das Lebensideal Luthers. — Das Lebensideal der Aufklärung und des geschichtlichen Sinns.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg